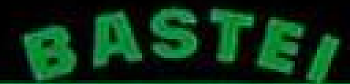
1,80 DM / Band 586
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-



NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Gasthaus zur Hölle

Frankreich F 6,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Gasthaus zur Hölle

John Sinclair Nr. 586

von Jason Dark

erschienen am 26.09.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Gasthaus zur Hölle

Eigentlich hatte Gertrud Moser aus Salzburg nicht über den Friedhof fahren wollen, doch dann hatte sie es sich anders überlegt. Wer macht auch schon gerne bei starkem Gegenwind auf seinem Drahtesel Umwege? Das geht in die Knochen, und Zeit kostet es auch.

Im Nebel sah sie die vermoderten Kränze auf den Gräbern; bei dieser gespenstischen Atmosphäre konnte einem da schon anders werden. Gertrud bekam auch eine Gänsehaut. Spuken sollte es dort, erzählten die Leute.

Für Gertrud waren das unbewiesene Spinnereien…

Der Nebel umspielte die Grabsteine. Verschwommen sah man auch das Schild einer Gastwirtschaft. Die Einheimischen nannten sie Gasthaus zur Hölle. Sie meinten damit jedoch nicht den Teufel, sondern ein bestimmtes Gewerbe. Angeblich sollte das Haus ein Bordell sein, nur hatte man nie die Mädchen gesehen. Es lag stets still und wirkte jetzt, wo der Nebel wehte, irgendwie eingepackt.

Tagsüber stoppten oft Wagen oder Busse mit Touristen, die diesem Haus einen Besuch abstatten wollten, dann brannte das Licht jedoch nicht.

Gertrud Moser strampelte weiter. Sie wollte weder zu den Gräbern schauen und auch nicht nach links, wo das Gasthaus lag, sie mußte so schnell wie möglich dieses Gebiet hinter sich lassen.

Die Frau lauschte dem Singen der Reifen. Nebel umspielte die Räder des Drahtesels. Manchmal kam es ihr vor, als würde sie fliegen.

Sie trat kräftiger in die Pedalen. Da brach ihr der Schweiß aus.

Zum Glück war es nicht mehr weit bis zur nächsten Bäckerei. Dort war sie in Sicherheit.

Dann passierte es doch!

Nicht daß Gertrud damit gerechnet hätte, sie war nur nicht sonderlich überrascht, als aus dem Nebel plötzlich eine Gestalt erschien, die im ersten Moment aussah wie eine auf den Weg gestellte Vogelscheuche. Nur bewegen sich Vogelscheuchen normalerweise nicht aus eigenem Antrieb. Diese hier tat es.

Die Vogelscheuche breitete die Arme aus. Ein Zeichen für die Radlerin, stehenzubleiben. Dennoch dauerte es Sekunden, bis Gertrud Moser die Kraft fand, sich in den Rücktritt zu stemmen.

Auf dem Boden rutschte sie ein Stück weiter, wie auf Schmierseife.

Das Rad bekam einen Drall und kippte nach rechts. Gertrud segelte über die Straße und der wartenden Gestalt genau vor die Füße. Für einen Moment fielen ihr wieder die alten Geschichten ein, wo die Menschen erzählt hatten, daß es der Teufel gewesen war, der im Gasthaus seine Ruhe gefunden hatte, aber der Teufel sprach wohl nicht wie ein Mensch.

»Warum so stürmisch, junge Frau?«

Gertrud Moser war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Sie holte Atem und schluchzte dabei auf, während sie gleichzeitig das Lachen hörte.

Vor ihrem Gesicht erschien ein Arm. Aus dem dunklen Loch eines Ärmels ragte eine Hand. Die kam der Frau bleich wie eine Totenklaue vor und war so kalt, daß Gertrud sie gern abgeschüttelt hätte.

Dazu ließ sie der Unbekannte nicht kommen, denn mit einem Ruck zerrte er sie auf die Füße.

Der Ruck schleuderte sie nach vorn und beinahe hinein in die Arme des Mannes, der aber nur lachte und den Kopf schüttelte.

»Weshalb diese Angst, junge Frau? Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten, ich muß mich entschuldigen.«

Obwohl Gertrud Moser dicht vor dem Mann stand, war es ihr kaum möglich, sein Gesicht zu erkennen. Es war total verschwommen.

»Bitte«, sagte der Mann.

»Nein, lassen Sie mich, ich will…«

»Sie kommen erst einmal mit, damit Sie sich von dem Schrecken erholen können.«

»Von welchem Schreck? Ich habe…«

»Bitte sehr, gute Frau.« Der kalten Höflichkeit dieses Unbekannten hatte Gertrud nichts entgegenzusetzen. Seine Hand legte sich gegen ihren Rücken. Der sanfte Druck ließ sie erschaudern, aber sie stemmte sich auch nicht gegen ihn an.

Wie eine Marionette ging sie vor und gleichzeitig weg von ihrem eigentlichen Ziel, der Bäckerei, die nur ein paar Schritte von dieser Stelle entfernt lag.

Der Mann aber führte sie in eine andere Richtung. Quer über die Straße hinweg, wo das rote Licht wie ein geheimnisvolles Auge über dem Schild leuchtete.

Gertrud Moser wäre am liebsten weggerannt. Sie brauchte sich nur nach links zu wenden und zu rennen.

Das war ihr nicht möglich. Ihr Rücken stand unter Strom. Die Hand des Unbekannten führte sie dem Ziel entgegen, vor dem sich Gertrud Moser fürchtete.

Niemals zuvor hatte sie das Haus betreten, nun würde sie hineingehen müssen. Sie sah die wallenden Nebeltücher, die lautlos an der Hauswand hochkrochen und die Fenster verbargen.

Für einen Moment schloß sie die Augen. Es war ein Traum, es mußte ein Traum sein. Gleich würde sie in ihrem Bett aufwachen und auf das Kammerfenster schauen.

»Bitte, gehen Sie weiter. Es hat keinen Sinn, sich zu sträuben, meine Liebe. Wir brauchen Sie…«

Gertrud erwachte aus ihrem Lieblingstraum. Sie ging mit automatisch wirkenden Schritten vor. Die Lippen zitterten, auf dem Rücken lag eine Gänsehaut, und die Kälte kroch ihr unter die Haut.

Ein knarrendes Geräusch war zu hören. Es entstand, als die Eingangstür des Hauses aufgezogen wurde. Dieses Knarren fuhr unter ihre Haut. Wieder mußte sie sich schütteln, und sie schaute auf den verschwommenen Lichtfleck im Eingangsbereich.

Da hinein also…

Wieder hörte sie Schritte. Diesmal von vorn. Aus dem Innern des Gasthauses löste sich eine zweite Gestalt, die die Arme vor der Brust verschränkt hatte.

Es war ein hochgewachsener Mann, ebenfalls dunkel gekleidet. Im

Kontrast zur Kleidung standen die weißgrauen Haare, die wie ein kleines Kunstwerk auf seinem Schädel wuchsen.

Das Gesicht sah sie ebenfalls nicht. Der Unbekannte ließ es bewußt im Dunkeln.

Jetzt war die Chance noch vorhanden. Sich umdrehen, einfach weglaufen, und alles war vorbei.

Sie tat es nicht.

Gertrud Moser ging weiter, hinein in den Nebel, der die Stufen vor der Eingangstür verdeckte. Sie spürte die Feuchtigkeit auf ihrem Kopf wie einen Druck. Vielleicht war es auch nur das Haar, das sie zu einem blonden Kranz geflochten hatte, der zu ihrem runden, frischen, etwas bäuerlich wirkenden Gesicht paßte.

Hinter der Tür begann der Gang.

Nicht sehr breit, mehr ein Flur, bedeckt von einem Steinboden.

Unter der Decke brannte ein einsames Licht, das nur mehr einen gelben Fleck abgab, der nicht einmal den Boden erreichte.

Bis dorthin ließ sie der Mann nicht kommen. Der Weißhaarige öffnete zuvor eine Tür an der rechten Seite und verschwand aus ihrem Sichtfeld, als er die Schwelle übertrat.

»So, hier wären wir!« flüsterte die Person hinter Gertrud und schob die Frau ebenfalls in den Raum.

Sie hatte sich eine Gaststätte vorgestellt. Typisch alpenländisch, mit großen Holztischen, Stühlen davor und noch einiges mehr. Da erlag sie einem Irrtum.

Das Zimmer war klein und bescheiden möbliert. Der Tisch und zwei Stühle standen in der Mitte. Einen Stuhl rückte ihr der Weißhaarige zurecht, damit sie darauf Platz nehmen konnte.

Die erste Angst war verflogen. Gertrud Moser fühlte sich nur unbehaglich und unsicher, doch auch ein gewisses Gefühl der Spannung hatte von ihr Besitz ergriffen. Bisher hatten sich die beiden Männer ihr gegenüber nicht gewalttätig benommen. Sie wollte auch weiterhin nicht davon ausgehen, daß man ihr eventuell etwas antat.

»Sie dürfen sich ruhig setzen!« sagte der Weißhaarige mit einer dunklen, sanften Stimme, die Vertrauen einflößte. »Der Stuhl ist extra für Sie vorbereitet.«

Gertrud Moser wollte nicht. »Warum?« fragte sie. »Warum sollte ich mich hinsetzen?«

»Weil wir Sie bitten möchten, etwas für uns zu tun. Das ist alles, meine Liebe.«

»Was denn?«

Der Weißhaarige lächelte. »Das werden Sie sehen.«

Gertrud Moser schaute in das Licht der Kerzenflammen. Der andere Mann hatte die Dochte angesteckt. Wind wehte durch irgendwelche Spalten, erreichte auch die Flammen und spielte mit ihnen, so daß sie

Muster aus Licht und Düsternis schufen.
Bevor Gertrud sich auf den Stuhl setzte, schaute sie zu den beiden Männern hin. Die junge Frau stammte aus Salzburg, sie kannte zahlreiche Bewohner der Stadt. Die beiden Männer aber hatte sie noch nie zuvor gesehen. Vielleicht waren sie zugezogen oder lebten woanders.
»Setzen, bitte!« flüsterte der Dunkelhaarige, dessen Haar jetzt rötlich schimmerte. Es lag nicht allein am Schein der Kerzen. Gertrud erkannte, daß er tatsächlich rote Haare besaß. Die Aufforderung war als Befehl gesprochen worden, dem Gertrud sich nicht widersetzen wollte. Sie zog den Stuhl so zu sich heran, daß sie einen bequemen Platz hatte, und ließ sich vorsichtig darauf nieder.
Der Mann brachte die Kerzen näher, stellte den Ständer auf dem Tisch ab, damit das Licht über die Platte fallen konnte, weil Gertrud etwas sehen sollte.
Der Weißhaarige stand im Hintergrund des Raumes. Erst als Gertrud das Knarren einer Tür vernahm, fiel ihr auf, daß der Mann eine Schranktür geöffnet hatte.
Er holte etwas hervor, faßte noch einmal in die Öffnung, um auch einen zweiten Gegenstand zu nehmen.
Papier, ein Faß mit Tinte und dazu einen alten Federhalter. Die drei Dinge bekam die junge Frau überreicht.
Jetzt wußte Gertrud Moser überhaupt nichts mehr. Verwundert schüttelte sie den Kopf. »Was… was soll ich damit?« fragte sie leise.
»Bitte, ich weiß nicht…«
»Schreiben, meine Liebe. Sie sollen einen Brief schreiben, das ist alles.«
Von unten her schaute sie dem Weißhaarigen ins Gesicht. »Einen Brief? An wen…?«
»Der Adressat ist ein Mann.«
»Kenne ich ihn?«
»Nein.«
Diese direkte Antwort hatte Gertrud etwas aus dem inneren Gleichgewicht gebracht. »Ich kenne ihn also nicht und soll einem Fremden einen Brief schreiben?«
»Ja.«
Sie wollte nicht lachen, sie mußte es einfach. Die Gesichter der Männer aber blieben ernst, als sie ihr erklärten, daß man ihr den Text des Briefes diktieren würde.
»Wer ist denn die Person, zum Henker?«
Der Rothaarige gab ihr die Antwort. »Der Mann heißt John Sinclair…«

***

Gertrud Moser wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war. Wie betäubt verließ sie das Gasthaus. Sie hatte den Brief geschrieben und ihn sogar in den Umschlag gesteckt. Hätte man sie allerdings nach dem Inhalt gefragt, sie hätte nichts sagen können. Ihr war es, als würde vor ihrer Stirn ein Brett herlaufen.

Noch immer ballte sich die Feuchtigkeit zu Nebelwolken zusammen. Träge zogen die Tücher am Haus vorbei. Die einsame Lampe verstreute ihr Licht wie dünnes Blut.

Die Frau fröstelte. Sie zog die Jacke enger und suchte nach ihrem Rad. »Wo steht es?«

Der Grauhaarige hielt sich hinter ihr auf. »Entschuldigen Sie bitte, Gertrud, wir haben es an der Friedhofsmauer abgestellt. Würden Sie die wenigen Schritte laufen?«

»Natürlich.«

»Danke sehr.« Sie hörte noch seine schleifenden Schritte, als er sich zurückzog: Dann schloß er die Tür und ließ Gertrud allein, die sich darüber wunderte, daß der Mann sogar ihren Namen gewußt hatte.

Ja, er hatte sie zum erstenmal mit dem Vornamen angeredet.

Seltsam…

Sie schaute zurück. Die Tür war geschlossen. Gertrud glaubte auch nicht daran, daß sie sich so schnell wieder öffnen würde. Die beiden unbekannten Männer, die ihr begegnet waren, konnte sie nicht einstufen. Sie waren für sie Fremde gewesen und würden es auch bleiben. Sie hatten ausgesehen, als wären sie aus der Vergangenheit gekommen.

Komisch…

Gertrud wischte über ihre Stirn. Der Schweiß war kalt. Sie lauschte dem eigenen Herzschlag, der in ihren Ohren dröhnte. Dieses letzte Erlebnis hatte etwas Einschneidendes mitgebracht. Noch wußte sie nicht, wie sie es deuten sollte. Nur hatte sie allmählich das Gefühl, daß sich durch ihr Eingreifen etwas verändert hatte. Damit meinte sie das Schreiben des Briefes. An den Text konnte sich Gertrud nicht mehr erinnern. Er war einfach gelöscht worden.

Das Rad!

Plötzlich fiel ihr ein, daß sie es noch holen mußte. Es sollte an der Friedhofsmauer stehen, daran wiederum konnte sich Gertrud deutlich erinnern.

Der alte Friedhof mit seiner ungewöhnlichen Mauer lag dem Gasthaus schräg gegenüber. Wieder schritt sie über die Straße, wobei der Nebel ihre Beine umwehte wie dünne Strümpfe. Die Mauer sah von außen völlig normal aus, von innen war sie es nicht. Man hatte vor langer Zeit dort Tote begraben, indem man sie kurzerhand in die Mauer steckte, die in Gräber unterteilt worden war.

Es war eine ungewöhnliche Art und Weise, so etwas zu tun, aber das

späte Mittelalter war eben auch mit seinen ungewöhnlichen Dingen hier vertreten.

Gertrud paßte es nicht, daß ihr Rad an der Friedhofsmauer lehnte.

Der Totenacker war ihr ja nie ganz geheuer gewesen. An Geister und Spuk wollte sie nicht glauben. In dieser Nacht kam das ungewöhnliche Erlebnis hinzu, dann der Nebel, und sie dachte auch über die beiden Fremden nach, vor denen sie sich fürchtete, obwohl sie ihr nichts getan hatten.

Gertrud schritt an der Mauer entlang, die sehr breit gebaut worden war, denn die Gräber benötigten Platz. Von außen zeigte sie eine Verkleidung aus Bruchsteinen, innen, zum Friedhof hin gelegen, bestand sie aus glatten Steinen.

Das Fahrrad lehnte tatsächlich an der Mauer. Komisch nur, daß es ihr nicht aufgefallen war, wer es dorthin geschafft hatte. Möglicherweise besaßen die beiden Unbekannten noch Helfer.

Der Gedanke daran ließ sie innehalten und zurückschauen. Zu sehen war nichts. Nur der Nebel wallte über die Fahrbahn. Lichter eines Fahrzeugs konnte sie nicht entdecken.

Der Lenker glänzte feucht. Nässe hatte sich auch auf den beiden Griffschalen abgesetzt. Gertrud schaute kurz auf die Reifen. Sie wollte sich davon überzeugen, daß sie nicht platt waren.

Nein, alles okay.

Sie lächelte über ihr eigenes Mißtrauen, als sie das Rad von der Mauer wegdrückte und sich in den Sattel schwang. Dabei stemmte sie den rechten Fuß auf die Pedale, fuhr an, als es geschah.

Der Griff erwischte ihre Haare!

Gertrud Moser war so geschockt, daß sie nicht einmal schreien konnte. Der Schmerz wühlte auf ihrem Kopf, als hätte man diesen mit einer Säure übergossen.

Sie hatte unwillkürlich die Hände vom Lenker gelöst, das Rad rollte von allein weiter und fiel erst auf der Straße um.

Da aber hing sie fest!

Was ihre Haare gepackt hielt, konnte sie nicht sehen. Es mußte eine Hand sein, möglicherweise eine lange Klaue, die zudem die Kraft besaß, sie in die Höhe zu zerren.

Das war schlimm.

Gertrud Moser schrie endlich auf. Ihre Pupillen hatten sich geweitet, doch die Schreie verschluckte der dichte Nebel. Die Frau aber wurde von der Hand in die Höhe gezogen, bis zu einem bestimmten Punkt, dann packte die zweite Klaue zu.

Sie umklammerte Gertruds Schulter.

Eine Chance bekam sie nicht mehr. Sekunden später lag sie auf der Mauer und nahm einen bestialischen Geruch wahr, als sich irgend etwas auf ihren Rücken preßte und sie gegen die Mauer drückte.

Der Druck eines Körpers, möglicherweise einer Leiche, die sie nach rechts zerrte.

Dort befand sich der Rand…

Gertrud Moser fiel…

Der Moment, als sie über die Mauer kippte, kam ihr schrecklich lang vor. Es war wie das Fallen in einen tiefen Schacht. Sie rechnete kaum noch mit einem Aufprall. Als er erfolgte, stieß sie mit der Stirn gegen etwas Hartes.

Der Aufprall raubte ihr das Bewußtsein.

Es war gut für sie, so bekam Gertrud Moser nicht mit, was die unheimlichen Wesen mit ihr anstellten, um sie vom Leben in den Tod zu befördern…

***

Zuerst sah ich die Augen. Groß, mit dunklen Pupillen, die an reife Kirschen erinnerten. Danach fielen mir die Wangen auf, die einen leichten Rougeton zeigten. Am auffälligsten war der Mund, dessen Lippen ein maliziöses Lächeln zeigten. Ein Lächeln, das ich kannte; ein Lächeln, das zumeist nichts Gutes verhieß.

Deshalb tat ich auch völlig harmlos, als ich die Bürotür schloß und einen freundlichen Morgengruß in Richtung Glenda Perkins schickte. Suko war noch auf dem Flur geblieben und unterhielt sich mit einem Kollegen über ein neues Fitneß-Gerät, das dieser sich angeschafft hatte.

»Guten Morgen, Geisterjäger«, erwiderte Glenda.

»O je, da ist was im Busch.«

»Ha«, sagte sie. »Gestehe deine Schandtaten, Verruchter!«

Ich hob beide Hände und gab mich ebenfalls wie ein Schauspieler in einem Shakespeare-Stück. »Ich gestehe alles, schöne Lady. Nur…«, dann grinste ich, »möchte ich gern wissen, was ich gestehen soll? Ich komme da nicht mit.«

»Wer ist die Dame?«

»Welche?«

»Gertrud Moser aus Salzburg.«

»Nie gehört, kenne ich nicht, will ich auch nicht kennen. Alles klar, Glenda?«

»Fast.«

»Okay, dann kann ich ja deinen hervorragenden Kaffee trinken.«

»Kannst du, und dabei solltest du lesen, John. Diesen Brief hier.«

Sie hatte ihn bisher hinter ihrem Rücken versteckt gehalten. Jetzt hob sie ihn hoch.

»Post für mich? Dienstlich sieht mir das nicht gerade aus.«

»Das meine ich auch. Es sei denn, du kennst diese Gertrud Moser und willst es nur nicht zugeben.«

»Verflixt noch mal, ich kenne sie wirklich nicht.«

»Sie hat dir geschrieben.«

»Was denn?«

Glendas Gesicht bekam einen entrüsteten Ausdruck. »Glaubst du denn ich schnüffle in deiner privaten Post nach?«

»So schlimm wird es auch nicht sein.« Ich nahm ihr den Brief ab.

Er war tatsächlich an mich adressiert, und als Absender war eine gewisse Gertrud Moser aus Salzburg angegeben.

In Salzburg war ich noch nie gewesen, deshalb konnte ich die Dame auch nicht kennen. Ich hatte sie auch nie während eines anderen Falls getroffen, was also wollte sie von mir?

Den Kaffee nahm ich mit in mein Büro, ließ die Tür offen, weil ich wußte, daß Glenda sowieso erscheinen würde. Briefe anderer Damen interessierten sie.

Sie hatte mich geärgert, nun spannte ich sie auf die Folter, indem ich erst einmal einige Schlucke Kaffee zu mir nahm und mich anschließend mit dem Brief in der Hand zurücklehnte, wobei ich fragte: »Was kann die gute Gertie wohl von mir gewollt haben?«

»Ach, Gertie nennst du sie? Dann kennst du sie doch?«

Ich grinste breiter als breit. »Klar, mit der hatte ich heiße Nächte. Du weißt ja, die Mädels in Österreich sind eine Wucht. Ich sage dir, Glenda, die können…«

»Entschuldige mich, ich habe zu tun.« Sie machte wütend kehrt und verschwand. Wahrscheinlich war sie an diesem Morgen mit dem linken Bein zuerst aufgestanden. So etwas kommt vor, auch ich hatte nicht jeden Morgen die gleiche Laune.

Mit einem Brief hatten schon zahlreiche Fälle angefangen. Auch hier glaubte ich, daß es sich nicht um ein privates Schreiben handelte. Ich kannte diese Frau nicht und schlitzte den Umschlag mit dem metallenen Öffner auf.

Jetzt war ich gespannt.

Zum Glück brauchte ich nicht viel zu lesen. Die wenigen Sätze jedoch waren brisant genug.

Die Schreiberin teilte mir mit, daß auf einem bestimmten Friedhof in Salzburg ein bestimmtes Grab für mich reserviert sei. Für mich, John Sinclair, auf meinen Namen.

Ich zwinkerte mit den Augen und schüttelte den Kopf. Das durfte doch nicht wahr sein. Wie kam jemand dazu, in Salzburg ein Grab für mich zu reservieren?

Ich las den Brief ein zweites und auch ein drittes Mal… Es stand nicht drauf, daß ich kommen sollte. Allerdings würde die Briefschreiberin davon ausgehen, daß ich der Stadt einen Besuch abstatten würde.

Suko kam, balancierte eine Tasse Tee und sprach mich sofort auf das

Schreiben an.

»Ich habe gehört, daß du von einer Dame Post bekommen hast? Vielleicht ein Urlaubsflirt?«

»Das glaube ich nicht.«

»Ach nein?« Suko nahm Platz. »Darf ich denn das Schreiben mal lesen?«

»Sicher – hier.« Ich reichte ihm die Nachricht rüber. Da auch Glenda erschienen war, konnte sie gleich mitlesen.

Sie bekam große Augen. Im Gegensatz zu Suko wunderte sie sich lautstark.

»Was soll das denn bedeuten?« fragte sie. »Wie kommt jemand dazu, dir mitzuteilen, daß ein Grab für dich auf dem Salzburger Friedhof freigehalten wird?«

»Das möchte ich auch gern wissen.«

»Dazu müßtest du hinfahren«, sagte Suko.

»Klar.«

»Und du kennst die Person wirklich nicht?« fragte Glenda.

»Nein, ich habe nie etwas von ihr gehört. Tut mir leid. Ich war nie in Salzburg, ich kenne auch keine Gertrud Moser. Das ist mir alles sehr suspekt.«

Suko nickte, als er schluckte. »Es muß trotzdem eine Beziehung geben, John.« Er hob die Schultern. »Wie sollte jemand dazu kommen, dir einen Brief zu schicken?«

»Das ist die Frage.«

»Auf die du eine Antwort weißt?«

»Nein.« Ich warf den Brief auf den Schreibtisch. Er blieb mit einer Ecke in der Kaffeetasse hängen und bekam einen braunen Fleck.

»Dann fahre hin und besuche diese Gertrud Moser!« schlug Glenda vor.

Ich nickte. »Das wird wohl am besten sein.«

»Vorausgesetzt«, sagte Suko, »du glaubst alles, was in dem Brief steht.«

Ich hob die Schultern. »Du wirst lachen, Suko, ich nehme es nicht als Scherz hin. Ich bin fest davon überzeugt, daß dahinter eine verdammt heiße Sache steckt.«

»Wie du meinst, John.« Glenda strich ihre Haare zurück. »Nur – wer sollte einen Grund haben, dir gerade in Salzburg ein Grab zu schaufeln? Kannst du mir das sagen?«

»Nein.«

»London, das wäre okay, aber Salzburg?« Sie hob die Schultern.

»Also ich muß dir ehrlich sagen, ich sehe da keinen Grund.«

»Ich eigentlich auch nicht.« Mit spitzen Fingern griff ich nach dem Schreiben und las es noch einmal durch. Wie ich den Text auch drehte und wendete, er blieb immer gleich. Ich konnte mir aussuchen, was

ich davon hielt.

Jedenfalls war das Grab in Salzburg für mich geschaufelt. Ein wirklicher Wahnsinn.

Ich leerte die Tasse und griff zum Telefon, weil ich mich nach den Flugverbindungen zwischen Salzburg und London erkundigen wollte. Bis in diese Stadt konnte ich nicht fliegen, obwohl Salzburg einen Flugplatz besaß. Ich würde bis München kommen und konnte dort die Maschine wechseln, mir aber auch einen Leihwagen mieten.

»Was würde denn Sir James sagen?« fragte Glenda.

»Mal sehen.«

»Er kommt erst gegen Mittag, falls sich der Empfang nicht länger hinzieht. Maggie Thatcher hat eingeladen, sie will ihr Zehnjähriges feiern. Mit von der Partie ist auch Sir James.«

»Soll er ruhig.« Ich winkte ab. Glenda und Suko fiel mein nachdenkliches Gesicht auf.

»Was hast du, John?«

Ich schaute Suko über den Schreibtisch hinweg an. »Das kann ich dir nicht genau sagen, aber in mir macht sich allmählich der Eindruck breit, daß wir es mit keinem Bluff zu tun haben. Ich glaube an dieses Grab, das für mich bestimmt ist.«

Glenda hob die Schultern. »Weshalb denn, verflixt? Wer sollte etwas von dir in Salzburg wollen?«

»Keine Ahnung. Und eine Gertrud Moser kenne ich wirklich nicht. Das ist mir alles neu.«

»Also hin«, sagte Suko.

»Ja.«

»Muß ich mit?«

»Hast du Lust?«

»Kaum«, gab er zu. »Außerdem ist der Brief an dich gerichtet. Andererseits«, fuhr er grinsend fort, »kann man dich nicht allein reisen lassen. Bei dir passiert immer etwas. Ein Schutzengel könnte nicht schaden.«

»Zwei wären sogar besser«, sagte Glenda, wobei sie die Augen verdrehte. »Salzburg«, flüsterte sie, »einfach himmlisch. Das ist Mozart, das ist die Salzach, das sind die Festspiele…«

»Und die Nockerln«, sagte ich, »die dick machen.«

»Du willst mir nur die Freude nehmen.« Sie winkte ab. »Keine Sorge, ich werde schon nicht mitkommen, da ich dich und deine Gertrud nicht stören möchte.«

»Wer hat denn von meiner Gertrud etwas gesagt?«

»Das wirst du schon wissen.«

Suko fragte grinsend: »Soll ich die Tickets schon bestellen?«

»Willst du denn mit?«

»Klar, Alter. Einer muß doch schließlich dabei sein, der dich aus dem

Grab wieder hervorholt – oder meinst du nicht?«

Ich schaute ihn kopfschüttelnd an. »Humor hast du! Der ist wirklich außergewöhnlich.«

»Ja, das meine ich auch. Außerdem wollte ich schon immer einmal die Stadt sehen, in der Mozart begraben liegt.«

»Stimmt nicht!« rief ich laut. »Dieser Mensch liegt in einem Massengrab in Wien.«

»Tatsächlich?«

»Nachgeschaut habe ich nicht, man muß den Chronisten halt glauben…«

***

Salzburg!

Wir hatten es geschafft, wir waren da. Von München über eine teilweise verstopfte Autobahn in Richtung Grenze, ohne Kontrolle darüber hinweg und jetzt in der Stadt.

Salzburg – welch ein Name! Manche bekamen Ehrfurcht, wenn sie an die Historie dachten, an die alten Bauten, die Kirchen, den Dom und natürlich die Festung.

Über allem jedoch schwebte unsichtbar der Geist des größten Sohnes der Stadt.

Wolfgang Amadeus Mozart!

Man betrieb einen regelrechten Kult mit diesem weltberühmten Komponisten. Da war Mozarts Geburtshaus in der Getreidegasse, durch das die Menschen den lieben langen Tag strömten. Da waren auch die Mozartkugeln, die Mozart-Aufkleber, die Anstecknadeln, das Mozarteum, die alten Sammlungen und natürlich die Familiengrabstätte. Der berühmte Sohn jedoch war in einem Massengrab verscharrt worden.

Das Mozartsche Familiengrab liegt auf dem St. Sebastians-Friedhof. Dort ruhen Mozarts Vater Leopold, seine Ehefrau Constanze, nach Mozarts Tod wiederverehelichte von Nissen, und ihr zweiter Gatte Nikolaus von Nissen.

Woher ich das wußte?

Zu meiner Allgemeinbildung gehörte das leider nicht. Im Flugzeug nach München saß eine ältere Dame neben mir, die auch nach Salzburg wollte. Sie hatte mich mit Informationen versorgt.

Geliehen hatten wir uns einen kleinen BMW, über den Suko leicht schimpfte, weil er den Vergleich mit seinem 535i nicht aushielt.

Ich wußte allerdings, daß Salzburg noch für etwas anderes berühmt war, den Schnürlregen.

Wenn der einmal fiel, dann ließ er sich tagelang Zeit und wob ein graues Tuch über Stadt und Land.

Uns begrüßte er nicht.

Statt dessen schwebte hoch über der Festung Salzburg ein hellblauer Himmel. Die weißen Haufenwolken schauten auf die Stadt hinab.

Auch die Sonne ließ sich blicken. Ihre Maiwärme kam uns gelegen, denn in London war das Wetter nicht besonders gewesen.

Es gab zudem noch ein Problem in der Stadt, nicht nur die engen Straßen, auch war es schwer, einen Parkplatz zu finden. In einem Parkhaus wollten wir es versuchen. Man hatte es in den Fels des Mönchsbergs hineingebaut. Das Parkhaus glich einer gewaltigen Grotte mit sehr breiten Gängen und derart vielen Stellplätzen, daß man sich schon dort unten verfahren oder verlaufen konnte.

Wir fanden eine Parklücke ziemlich am Eingang und waren darüber mehr als froh.

Auf großen Hinweistafeln konnten wir die Preise ablesen, und die waren gesalzen. Was man hier für einen Parkplatz blechen mußte, ging schon an die Substanz.

Interessant war auch der breite Lift, der durch den Berg hoch zum Casino führte und auch zu einem berühmten Café, das einem einen herrlichen Ausblick über Salzburg bot. Das hatten wir sogar von unten sehen können.

Der Grund und die Spur hießen Gertrud Moser. Sie wollten wir sprechen.

In einer nicht weit entfernt liegenden Telefonzelle am Neutor suchte ich nach Gertrud Moser, fand sehr viele Personen mit dem Namen Moser, aber keine Gertrud. Wohl einen Namen, hinter dem ein G stand.

Ich wählte die Nummer, doch niemand hob ab.

Suko wartete vor der Zelle auf mich und schaute dem stockenden Verkehr zu. Die Stadt war von Touristen überschwemmt, hinzu kam das herrliche Wetter, da blühte die alte Stadt an der Salzach auf.

Suko sah mein Achselzucken. »Pech gehabt?«

»Leider.«

»Was jetzt?«

»Ganz einfach, wir werden uns bei der Polizei erkundigen.«

Er strich über sein Kinn. »Und dabei unser Inkognito aufs Spiel setzen?«

»Möglich.«

»Ich bin dafür, mit den Kollegen zusammenzuarbeiten«, sagte der Inspektor. »Die werden sich bestimmt auf den Friedhöfen auskennen, und Hilfe können wir gebrauchen.«

Ich nickte. »Dann komm.«

Wir schlenderten durch die Stadt. An der Blasius-Kirche stießen wir auf die Getreidegasse. Es war schon phänomenal, wie viele Menschen sich in dieser Gasse vor Mozarts Haus drängten.

Von außen gab es nicht viel zu sehen. Die Schlange der Menschen

verschwand in einer schmalen Einfahrt, um nach rechts in das Haus zu gehen, wo die Besucher im Gänsemarsch durch die einzelnen schmalen Zimmer geführt wurden.

Das war nichts für uns. Wir landeten wenig später auf einem Platz, wo sich der Markt ausbreitete, über dem die herrlichsten Düfte schwebten. Auf ein Würstchen konnten wir nicht verzichten. Wir aßen sie mit süßem Senf und hatten danach unsere private Besichtigungstour beendet, denn sehr bald, nahe des Rathauses, entdeckten wir das Gebäude, im dem die österreicherischen Kollegen saßen.

In Österreich, so sagt man, ist alles ein bißchen gemütlicher. Da bildet auch die Polizei keine Ausnahme. Ein Kollege hockte hinter seinem Schreibtisch und aß eine Semmel mit Leberkäse. Die Jacke hatte der gut genährte Mann abgelegt und sein Gesicht der Sonne zugedreht, die ihre Strahlen durch das Fenster schickte.

Als wir eintraten, drehte er sich unwillig um. Klar, die Störung paßte ihm nicht.

Wir grüßten freundlich, der Kollege leckte seine Finger ab und nickte uns zu.

»Wenn Sie etwas verloren haben, meine Herren, sagen Sie gleich…«

Ich schüttelte den Kopf. »Irrtum, Kollege.«

Es dauerte seine Zeit, bis er begriffen hatte. »Wieso sagen Sie Kollege zu mir?«

»Weil wir es sind. Wir kommen aus London – von Scotland Yard.«

Er bekam große Augen, und sein Gesicht bekam eine leicht rötliche Färbung. »Wirklich von Scotland Yard?«

»So ist es!«

Der Mann strich über sein dunkles Haar. »Sind Sie denn privat hier, oder haben Sie…?«

»Leider dienstlich.«

Er schüttelte leicht den Kopf und legte zwei Bleistifte auf einen anderen Platz. »Wir haben hier so gut wie keine Verbrechen. Salzburg ist eine in dieser Hinsicht saubere Stadt…«

»Das glauben wir Ihnen gern, Herr…«

»Eberleitner.«

»Also gut, Herr Eberleitner. Aber uns geht es um einen Namen. Um eine Frau.«

»Aha.«

»Sie heißt Gertrud Moser«, sagte Suko.

Plötzlich wurde Eberleitner zur Figur. Er saß da, ohne sich zu rühren. Nicht einmal zuckte er mit den Wimpern. Sekundenlang hielt dieser Zustand an, dann holte er laut und tief Luft, bevor er seinen massigen Körper in die Höhe stemmte. »Das… das kann doch nicht sein«, sagte er. »Das ist ein Wahnsinn ist das.«

»Wieso?«
»Gerade die Moser Gertrud.« Er schlug gegen seine Stirn. »Wie kommen Sie auf die Frau?«
»Sie schrieb mir einen Brief.«
»Ach ja?«
Ich lächelte. »Ist das so schlimm?«
»Nein, eigentlich nicht. Nur muß das noch vor ihrem schrecklichen Ende gewesen sein.«
Suko und ich starrten uns an. »Was haben Sie da gesagt?« flüsterte ich. »Vor ihrem Ende?«
»Ja.« Eberleitner nickte. »Die Moser Gertrud ist tot. Sie ist schlimm gestorben.«
»Wie schlimm?«
»Man brachte sie um. Man ermordete sie. Das war grauenhaft, wir konnten nichts tun. Niemand konnte etwas tun. In einer einsamen Nacht wurde sie getötet.«
»Wo? Hier in Salzburg?«
»Ja, am Friedhof, an einer sehr einsamen Stelle. Ich habe ihre…«
Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Also, ich habe ihre Leiche gesehen. Es war schrecklich. Gertrud muß einem Tier in die Klauen gefallen sein. So etwas habe ich noch nie zuvor erlebt, das kann man nicht beschreiben, das muß man gesehen haben.«
»Sind Fotos gemacht worden?« fragte Suko.
»Ja.«
»Dann zeigen Sie…«
Eberleitner sah aus, als wollte er sich weigern. »Sie wollen die Aufnahmen wirklich sehen?«
»Ja, das möchten wir.«
Er hob die Schultern. »Darf ich noch einmal Ihre Ausweise sehen? Ich muß da auf Nummer Sicher gehen.«
»Gern.«
Nachdem er die Dokumente studiert hatte, war er zufrieden und verschwand in einem Nebenraum.
Im Büro war es warm. Auch ich schwitzte und wischte mir das Gesicht blank. »Tot«, murmelte ich. »Hast du damit gerechnet, Suko?«
»Nein.«
»Es scheint demnach mehr dahinterzustecken, als ich dachte. Zudem bin ich auch auf mein Grab gespannt.«
Suko blickte mich besorgt an. »Nimm es nur nicht auf die leichte Schulter«, warnte er.
»Davon kannst du ausgehen.« Ich wischte über meine Oberlippe, auf der ein Schweißfilm lag. Im Dienstzimmer des Wachtmeisters war es viel zu heiß. Mit ihrer jungen, ungebändigten Kraft strahlte die Mai-Sonne in den Raum.

Eberleitner kehrte zurück. In der rechten Hand hielt er einen braunen Umschlag. »Die Mordkommission besitzt die Originale. Wir haben Abzüge bekommen. Der Fall ist so außergewöhnlich gewesen, daß wir alle zusammenarbeiten müssen, um ihn zu lösen. Bisher jedoch haben wir keine Spur finden können.« Er blieb vor seinem Schreibtisch stehen, drehte den Umschlag und konnte die Fotos herausschütteln.

Wir sahen die Abzüge, als sich die Bilder verteilten. Suko und ich wurden bleich. Gertrud Moser war tatsächlich auf eine fürchterliche Art und Weise ums Leben gekommen. Ich möchte auf eine nähere Beschreibung verzichten, aber sie sah so aus, als wäre sie einem Ghoul in die Klauen gefallen.

Dennoch schaute ich mir eine der Aufnahmen genauer an, weil mich der Hintergrund interessierte. Man hatte die Tote auf einem Friedhof gefunden, zu erkennen an den Grabsteinen und an der hohen Mauer, von der ein Teilstück abgebildet war.

Eberleitner hatte mich beobachtet. Auch ihn schockte der erneute Anblick der Bilder, und er hatte meine Gedanken erraten. »Ja, auf einem Friedhof ist sie getötet worden.«

»Liegt er in der Nähe?« fragte ich.

Der Polizist nickte. »Etwas außerhalb der Stadt, aber er gehört zu Salzburg.«

Ich dachte für einige Sekunden nach, bevor ich mich danach erkundigte, ob er etwas Besonderes an sich hatte.

Eberleitner hob die Schultern. »Das kann man so und so sehen«, erwiderte er, »für viele Fremde schon. Für uns ist es eigentlich normal. Man kann hier nicht so ohne weiteres begraben werden, man muß sich schon einkaufen, wenn Sie verstehen.«

»Nein.«

Eberleitner lächelte. »Sie müssen eine gewisse Summe für Ihre letzte Ruhestätte hinlegen. Das ist alles.«

»Ist das hier üblich?« fragte Suko.

»Nicht überall. Auf besonderen Friedhöfen schon. Wie auf unserem berühmtesten, dem St.-Peter-Friedhof an der Festung Hohensalzburg. Er ist mit seinen außergewöhnlichen Gräbern, Gruften und Kammern zu einer Touristenattraktion geworden. Dort finden Sie Gräber aus verschiedenen Jahrhunderten, mit Toten aller Glaubensrichtungen: Katholiken, Protestanten, Freimaurer… Die Gegend ist ein interessantes und kulturhistorisch wertvolles Stück Erde.«

Ich hatte einen Einwand. »Aber nicht mit dem Friedhof identisch, auf dem die Leiche der jungen Frau gefunden wurde.«

»Richtig.«

Suko wollte etwas wissen. Er lehnte neben dem Fenster mit dem Rücken an der Wand und hatte die Arme vor der Brust verschränkt.

»Wo wurde die Tote denn beigesetzt?«

Eberleitner packte die Fotos wieder ein. Mit dem Rücken nach oben, damit er sie nicht noch einmal anzuschauen brauchte. »Sie ist noch nicht beerdigt worden.«

»Was?«

»Ja.« Der Kollege schaute auf die Uhr. »In einer Stunde müßte es soweit sein.«

»Und wo?« fragte Suko.

»Auf dem normalen allgemeinen Friedhof.«

»Dann müssen wir hin«, sagte ich.

»Weshalb denn?«

»Herr Eberleitner«, sagte ich. »Gertrud Moser ist auf eine ungewöhnliche Art und Weise ums Leben gekommen. Man hat sie ermordet, wir wissen auch nicht, aus welch einem Grund man es getan hat. Beerdigungen sind oft interessant. Als Fremder sieht man mehr als die Person, die unmittelbar betroffen ist.«

Er nickte. »Das kann stimmen. Nur möchte ich Sie fragen, welch ein Interesse Sie an der Toten haben?«

»Sie schrieb mir ja diesen Brief.«

»Darf ich fragen, was darin stand?«

»Die Antwort gebe ich Ihnen gern. Man machte mir klar, daß auf dem Friedhof, wo man die Leiche fand, auch für mich ein Grab gekauft und reserviert wurde.«

»Nein.« Eberleitner trat einen Schritt zurück, als würde er sich vor mir fürchten. »Das… das geht doch nicht.«

Ich lächelte hölzern. »Und ob das geht, mein Lieber. Das Grab wurde für mich reserviert.«

»Jetzt wollen Sie es sich ansehen?«

»Genau.«

Eberleitner verstand die Welt nicht mehr. Er mußte sich erst einmal setzen. »Sie kommen aus London in unsere Stadt und wollen ein Grab suchen, das für Sie gekauft wurde? Wer hat es getan? Wer kauft für Sie ein Grab?«

»Das wollen wir herausfinden!«

»Ohne einen Verdacht zu haben?«

»Mehr eine Spur, die über Gertrud Moser führt. Sie hat den Brief geschrieben…«

»Was nicht heißen muß, daß sie das Grab auch gekauft hat«, unterbrach mich der Kollege. »Wie kann man überhaupt darauf kommen, für zwei Leute wie Sie so etwas zu tun?«

Wieder zeigte ich ein knappes Lächeln. »Wissen Sie, es gibt Dinge, die sind mit dem normalen Verstand oder rational nicht zu begreifen. Wir sind Polizisten, okay, aber wir beschäftigen uns mit diesen eben erwähnten Dingen, mit metaphysischen Fällen.«

»Jagen Sie Geistwesen oder Dämonen?«

»So kann man es nennen.«

Suko und ich mußten lachen, als wir das Gesicht des Kollegen Eberleitner sahen. Er würde uns nicht glauben. Wir konnten ihm auch keinen Vorwurf machen, aber wir wollten uns die Beerdigung der Gertrud Moser unbedingt anschauen.

Den Weg beschrieb uns Kollege Eberleitner und zeichnete die Strecke auf einem Stück Papier auf.

Wir bedankten uns und machten uns auf den Weg zur Tiefgarage, wo der Leihwagen stand.

Über Salzburg stand nach wie vor die Sonne. Fröhliche Menschen begegneten uns. Wir konnten ihre Gefühle nicht teilen. Wo Sonne war, war auch Schatten, und der erschien mir von Sekunde zu Sekunde dichter zu werden…

***

Auch der Friedhof lag im Schein der Maisonne. Warme Strahlen badeten die hohen Bäume und ließen das frische Grün der Blätter noch frischer erscheinen. Vögel zwitscherten im Geäst oder suchten ihre Wege über den Gräbern, die allesamt sehr gepflegt aussahen und so wirkten, als würden sie jeden Tag neu in Ordnung gebracht.

Von der Ferne grüßten die Bergketten. Im Sonnenlicht schimmerten sie blaugrau und standen wie schützend hinter der Festung Hohensalzburg.

Das dünne Bimmeln der Totenglocke war längst verklungen. Trotz des schönen Wetters waren auf dem Friedhof das Leid und der Schmerz zu spüren.

Allgegenwärtige Gefühle bei Beerdigungen, besonders bei denen einer jungen Frau wie Gertrud Moser, die brutal aus dem Leben gerissen worden war.

Ein so sinnloser Tod, der auch von den Trauergästen nicht erfaßt werden konnte, denn es gab nur wenige Menschen, die nicht weinten und schluchzten.

Das Grab lag unweit einer alten Trauerweide, deren dünne Zweige wie lange Totenfinger nach unten hingen und mit ihren Spitzen beinahe den Boden berührten.

Suko und ich schritten nebeneinander her. Wir bemühten uns, leise zu gehen, da wir die Andacht nicht stören wollten.

Ich hätte mit dem Mann nicht tauschen wollen. Was sollte er sagen, welche tröstenden Worte sollte er angesichts dieser schlimmen Tat noch finden?

Hinter der letzen Reihe der im Halbkreis aufgestellten Trauergäste blieben wir stehen.

Traditionelle dunkle Kleidung herrschte vor. Bei den Männern als auch bei den Frauen. Uns hatte niemand beachtet, keiner drehte sich

um, so daß wir Zeit bekamen, uns die Trauergäste, soweit wie möglich, genau anzuschauen.

Weder Suko noch ich entdeckten Personen, die wir aus unserer Erfahrung heraus als verdächtig einstuften. Die Menschen sahen normal aus. Bewohner aus Salzburg, die Gertrud Moser gekannt hatten und über ihren Tod Trauer zeigten.

Da war nichts gespielt, es flossen echte Tränen. Die junge Frau hatte viele Freunde besessen.

Der Pfarrer redete von einem Schicksal, das nur in Verbindung mit einem starken Glauben getragen werden konnte, der letztendlich den Hinterbliebenen die Kraft gab, die Bürde zu übernehmen.

Ich sah, wie Suko seine Schultern hob. »Alles normal«, wisperte er mir zu.

»Hast du damit gerechnet, daß der Mörder hier erscheint?«

»Im Prinzip nicht, aber man erlebt immer Überraschungen.« Suko wollte noch etwas hinzufügen, schwieg aber, weil sich eine Person aus dem inneren Trauerkreis gelöst hatte, sich abwandte, ein Taschentuch vor Mund und Nase gepreßt hielt und von den staunenden Blicken verfolgt wurde, als diese nicht das Ende der Beerdigung abwartete. Weinend rannte die Frau davon.

Grundlos hatte sie es bestimmt nicht getan. Für Suko und mich stand fest, daß wir mit ihr reden mußten. Sie besaß ungefähr das Alter der Toten, bestimmt hatte sie Gertrud Moser näher gekannt.

Der Friedhof war zwar groß, trotzdem nicht so übersichtlich wie ein Sportplatz. Es gab genügend Wege und Strecken, die von Büschen und Hecken umsäumt waren, auch hohe Bäume, die ihren Schatten über Gräber und gepflegten Rasen warfen.

Die Ruhebänke zeigten eine frische, dunkelgrüne Farbe. Ältere Leute hatten hier ihre Plätze gefunden, um möglichst nahe bei ihren Verstorbenen zu sein.

Auf einer der Bänke fanden wir die weinende Frau. Der Platz lag ziemlich versteckt, er war umgeben von hohen Bäumen. Nicht weit entfernt stand ein Wasserbecken aus Stein. Von dort strömte uns fauliger Geruch entgegen.

Die Frau saß gebeugt, sah uns nicht.

Sie hörte jedoch unsere Schritte auf dem Kies und schaute hoch.

Verweinte Augen sahen uns an, das hellbraune Haar war zerzaust.

Die Frau trug ein schwarzes Kostüm, viel zu warm für dieses Wetter.

»Dürfen wir uns zu Ihnen setzen?« erkundigte ich mich.

Sie reagierte nicht. Dann fragte sie nach dem Grund, den ich mit zwei Worten nannte: »Gertrud Moser.«

Sie schneuzte die Nase. Ihre Haut wirkte blaß und an manchen Stellen durchsichtig. Dann hob sie die schmalen Schultern. Wir verstanden es als Aufforderung und rahmten sie ein.

Ich stellte uns vor. Daß wir von der Polizei waren, nahm sie positiv zur Kenntnis. Sogar ein dünnes Lächeln huschte über ihre Lippen. »Es ist nur«, flüsterte sie. »Sie… Sie kommen nicht von hier.«

»Nein, aus London.«

»Und Sie haben Gertrud gekannt?«

»Das nicht. Sie schrieb mir einen Brief. Darf ich auch Ihren Namen erfahren?«

»Ich heiße Bärbel Hechter.«

»Wie standen Sie zu Gertrud?«

»Sie und ich… wir … wir waren die besten Freundinnen. Ich konnte einfach nicht mehr am Grab bleiben. Es war so fürchterlich für mich. So schrecklich …«

»Das verstehen wir.«

Bärbel Hechter nickte. »Gertrud hat mir immer alles berichtet und erzählt. Nur daß Sie Ihnen einen Brief geschrieben haben soll, davon weiß ich nichts.«

»Möchten Sie ihn lesen?«

»Wenn Sie wollen.«

»Natürlich.« Ich reichte ihr das Schreiben. Sie nahm es mit spitzen Fingern entgegen.

Wir schauten der jungen Frau zu, als sie las, schließlich den Kopf schüttelte und mir den Brief kommentarlos zurückgab.

»Sie sagen nichts, Frau Hechter?«

»Es ist ihre Schrift.« Sie nickte, der Blick glitt ins Leere. »Ja, es ist ihre Schrift.« Dann kramte sie eine dunkle Brille aus der schmalen Lacktasche und setzte sie auf. »Aber ich weiß nicht, was es bedeuten soll? Ich sehe den Grund nicht, weshalb Gertrud Ihnen diesen Brief schrieb. Tut mir leid.«

»Also hat sie nicht mit Ihnen darüber gesprochen?«

»Nein, Herr Sinclair, nein. Ich kann mir nur vorstellen, daß sie das Schreiben dicht vor ihrem Tod verfaßt hat.«

»Vielleicht war der Brief das Motiv für ihre Ermordung«, meinte Suko.

Bärbel Hechter schrie die Antwort fast. »Warum hat man sie getötet? Meine Freundin kannte Sie nicht. Sie haben Gertrud noch nie gesehen. Welch eine Verbindung besteht zwischen ihr und Ihnen? Oder hat man sie einfach nur ausgesucht.«

»Sie vergessen, daß auf dem Friedhof ein Grab für mich gekauft worden ist.«

»Aber nicht von Gertrud.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie hätte mit mir darüber gesprochen. Wir haben stets über ungewöhnliche Fälle geredet, glauben Sie mir.«

»Gut, das müssen wir so hinnehmen. Dennoch möchte ich mir mein

Grab anschauen.«

Bärbel Hechter nickte. »Ja, es ist auch nicht weit von Gertruds Wohnung entfernt. Sie hat in einer Bäckerei als Verkäuferin gearbeitet. Der Friedhof, die Bäckerei und das Gasthaus liegen außerhalb der Innenstadt und ziemlich zusammen.«

»Ein Gasthaus?« fragte ich.

»Ja. Es ist schon alt. Früher war es mal eine Pferdewechselstation. Jetzt kann man dort essen und trinken und sich amüsieren, sagen die Leute. Ich selbst habe es noch nie betreten.«

»Wieso amüsieren?« wollte Suko wissen.

»Ach, das ist nur ein Gerücht. Man spricht von leichten Mädchen. Ob es stimmt, weiß ich nicht. Wie gesagt, ich habe noch keinen Blick hineinwerfen können. Manche nennen es Gasthaus zur Hölle. Der Friedhof liegt genau gegenüber.«

»Gasthaus zur Hölle?«

Zum erstenmal lachte sie, als sie Sukos Nachfrage hörte. »Ja, das hört sich schlimmer an, als es ist, finde ich. Wie gesagt, die Einheimischen haben den Namen gegeben.«

»Hat es geöffnet?« fragte Suko.

»Erst am Nachmittag, dann bis in die Nacht hinein.« Sie bekam einen Schauer. »Es ist schon eine unheimliche Gegend dort. Besonders in der Nacht, wenn die Nebel kommen. Allein möchte ich auch nicht am Friedhof vorbeigehen.«

»Was hatte Ihre Freundin dort zu suchen? War sie nur auf dem Nachhauseweg?«

»So ist es.« Sie lehnte sich zurück. »Wissen Sie, Herr Sinclair, die Menschen am Grab, die gehörten eigentlich nicht zu ihr. Gertrud hatte keine Verwandten mehr. Die Familie kam bei einem Unglück ums Leben. Eine Lawine damals verschüttete sie. Gertrud hatte Glück, sie war im Tal zurückgeblieben, weil sie sich nicht wohl fühlte. Na ja, das liegt jetzt zehn Jahre zurück. Sie hat dann als Verkäuferin eine Lehre in der Bäckerei gemacht und wurde übernommen.«

»Trotzdem muß sie mich gekannt haben«, murmelte ich. »Oder jemand anderer hat mich gekannt.«

»Laß uns hingehen«, schlug Suko vor, »aber zunächst möchte ich mir den Friedhof anschauen.«

Der Meinung war ich auch. Eine Frage brannte mir noch auf der Zunge. Ich stellte sie Bärbel Hechter. »Sagen Sie ehrlich, weshalb haben Sie die Zeremonie so schnell, ja fast schon fluchtartig verlassen?«

Ihre prompte Antwort überraschte mich. »Ich wußte nicht, was ich dort noch sollte.«

»Wie bitte? Entschuldigen Sie, Gertrud Moser war Ihre beste Freundin. Sie hatten doch die Pflicht, sie auf ihrem letzten Weg zu

begleiten. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein, Herr Sinclair, Sie sehen das schon richtig. Aber es ging nicht mehr um sie, sondern um die anderen Trauergäste. Oder die angeblichen, die dort standen.«

»Moment mal…«

»Ja, Sie haben richtig gehört. Diese Menschen haben keine Trauer empfunden. Die sind nur aus Neugierde mitgegangen. Ich habe bis jetzt nicht begriffen, weshalb sie sich überhaupt um das Grab versammelten. Sie hätten zu Hause bleiben sollen.«

»Waren es Fremde?«

»Ja und nein. Jedenfalls besaßen sie zu der Toten kaum eine Beziehung, das steht fest.«

»Dennoch sind sie mitgegangen«, murmelte Suko. »Da steckte möglicherweise mehr dahinter.«

»Das habe ich mir auch gesagt und bin deshalb frühzeitig verschwunden.«

»Kennen Sie einen Grund?«

»Nein, nicht direkt. Aber ich hatte plötzlich das Gefühl, als würden diese Menschen nur Masken tragen, als sie am Grab standen. Masken, die ihr wahres Gesicht verbargen. Verstehen Sie mich?«

»Es ist nicht einfach«, gab ich zu.

»Ich habe auch nur gefühlsmäßig gehandelt, weil sich die Atmosphäre plötzlich änderte. Trotz des Pfarrers spürte ich eine ungewöhnliche Kälte. Mir war, als hätte etwas anderes die Umgebung des Grabes in Besitz genommen. Sie können mich für überdreht halten, für eine Spinnerin, aber dem war tatsächlich so.«

»Nein, wir halten Sie nicht für eine Spinnerin«, beruhigte ich sie und kam wieder zum Thema. »Die Menschen waren doch irgendwie harmlos, oder etwas nicht?«

»*Waren*, Herr Sinclair.« Sie hob die Schultern. »Ich glaube, ich habe Sie lange genug aufgehalten.«

»Wo wollen Sie hin?«

»Ich werde nach Hause gehen und dort trauern«, sagte sie, nahm die Brille ab und wischte über die tränennassen Augen. »Wenn Sie mich nun entschuldigen wollen…«

Wir hielten sie nicht fest, als sie den Weg entlangschritt und sich nach links wandte.

Die übrigen Bänke in der Nähe waren leer. Suko und ich blieben allein zurück.

Mein Freund runzelte die Stirn und atmete scharf. »Wirst du aus ihrem Verhalten schlau, John?«

»Nein.«

»Ich würde vorschlagen, daß wir sie etwas unter Beobachtung halten.«

»Klar, deshalb…«

Hastige Schritte ließen mich verstummen. Aus der Deckung einer Buschwand löste sich eine Gestalt. Es war Bärbel Hechter, die mit schnellen Schritten auf uns zulief. Die Sonnenbrille trug sie nicht mehr, wir konnten ihr Gesicht besser erkennen und sahen auch den verzerrten Zug um beide Mundwinkel.

Als sie uns erreicht hatte, standen wir schon. »Was ist denn?« fragte ich.

»Wieder das gleiche«, flüsterte sie und bekam eine Gänsehaut.

»Mich überkam wieder das gleiche Gefühl wie auf dem Friedhof. Jetzt… jetzt kommen sie mir entgegen, aber ohne den Pfarrer. Ich habe Angst vor ihnen bekommen.«

»Sie sprechen von den Trauergästen?« erkundigte sich Suko sicherheitshalber.

»Natürlich.«

Bärbel Hechter hatte angstvoll und dennoch sehr überzeugend gesprochen. Wir mußten es uns einfach ansehen. »Können Sie uns hinführen?« fragte ich.

»Ja, aber das ist gefährlich.«

»Die Trauergäste?«

»Sie kommen mir verändert vor. Das hatte ich Ihnen schon gesagt. Wirklich, Mr. Sinclair.«

Wir gaben ihr keine Chance, noch länger zu warten. Von uns wurde sie in die Mitte genommen. Gemeinsam gingen wir den gleichen Weg zurück, den sie gekommen war.

Hinter der dichten Hecke, die wegen ihrer Höhe einen Großteil der Sicht nahm, wurde der Weg breiter.

Plötzlich hatte auch ich das Gefühl der Veränderung zum Negativen hin. Ich sah nach vorn, ich erkannte die Trauergäste, die nebeneinander hergingen. Niemand konnte mehr an ihnen vorbei, dieser Platz war einfach nicht vorhanden. Sie kamen mir vor wie eine drohende schwarze Masse.

Männer und Frauen schritten nebeneinander. Junge, ältere, schwarz gekleidet, mit Hüten, unter deren Krempen die Gesichter tatsächlich wie Masken wirkten.

Etwas ging von ihnen aus, das auch mich störte. Es war ein Fluidum des Unheimlichen. So verhielten sich keine normalen Trauergäste. Ihre Bewegungen waren schon mit einer soldatischen Zucht und Ordnung zu vergleichen.

»Begreifen Sie nun, was ich meine?« flüsterte Bärbel. »Das ist nicht normal.«

»Da haben Sie sogar recht.«

»Und was sollen wir tun?«

»Sie kommen lassen«, sagte Suko.

»Die… die walzen uns doch nieder, wie ich das sehe. Wir müssen ihnen aus dem Weg gehen. Die sind wie besessen.«

Genau, das war der richtige Begriff. Besessen oder verändert.

Durch welche Kraft auch immer, wir hatten es zunächst hinzunehmen. Durch Erfahrungen waren wir auf eine gewisse Art und Weise klug geworden. Wir hatten es schon öfter mit beeinflußten oder besessenen Menschen zu tun gehabt, doch diese hier fielen aus der Rolle. Sie zeigten nicht diesen Haß, die Abscheu und den Drang, Dämonen oder finsteren Mächten zu dienen. Wie eine Walze kamen sie näher.

Die Sonne schien in ihre Rücken, deshalb hoben sie sich wie ein sich bewegendes Gemälde ab. Unter ihren Füßen quoll der Staub hoch und begleitete sie als Wolken.

An der Spitze schritten zwei Männer. Hochgewachsen, eingehüllt in dunkle Anzüge, mit breitkrempigen Hüten auf den Köpfen, die den größten Teil ihrer Haare verdeckten. Wenn mich nicht alles täuschte, war der eine rot- und der andere weißhaarig.

»Kennen Sie die beiden Anführer?« fragte ich.

Bärbel nickte. »Ihnen gehört das Gasthaus.«

»Sie heißen?«

»Jorge und Jacques. Jorge ist der mit dem weißen Haar, Jacques der andere.«

»Das hört sich nicht gerade österreichisch an«, meinte Suko.

»Sie kommen aus Frankreich, glaube ich.«

Wir standen noch mitten auf dem Weg. Wenn die Gruppe so weiterging, würden uns die Leute umrennen.

Ich riet unserer Begleiterin, sich zurückzuziehen.

»Wollen Sie bleiben?«

»Sicher.«

»Die haben sich so verändert. Die Menschen sind richtig gefährlich geworden.«

»Das sind wir auch«, erklärte ich und drückte sie endlich zur Seite.

Mit der Gruppe mußten wir, falls es nötig war, allein fertig werden.

Obwohl wir ihnen nichts getan hatten, verschwand der abweisende, feindliche Ausdruck nicht aus ihren Gesichtern. Im aufwallenden Staub der schnellen Schritte kamen sie uns vor wie zitternde Marionetten.

Noch sieben, acht Schritte trennten uns. Sie sprachen kein Wort.

Ihre Anführer starrten uns an.

Kalt, gnadenlos…

Auf meinem Rücken spürte ich ein Frösteln, das auch dann nicht verschwand, als die Gruppe direkt vor uns stoppte, so daß wir den beiden Anführern in die Augen schauen konnten.

»Wer seid ihr?« fragte ich leise.

Sie antworteten wie aus einem Mund. »Der Tod!«

***

War die Antwort echt? Sollten wir sie glauben, oder wollten sie uns nur Angst einjagen oder an der Nase herumführen? Wir wußten es beide nicht. Auch Sukos Gesicht zeigte den gleichen ratlosen und mißtrauischen Ausdruck wie meines.

»Eine Tote, die lebt?« hakte ich nach.

Der weißhaarige Jorge gab die Antwort. »Sie hat ihre Pflicht erfüllt, sie mußte sterben.«

»Ich nehme an, daß Sie von Gertrud Moser sprechen?«

»Richtig.«

»Haben Sie die Frau getötet?« fuhr Suko ihn gefährlich leise an.

»Waren Sie die Killer?«

»Nein, nicht wir.«

»Aber Sie wissen, wer es getan hat?«

»Sie erfüllte ihre Pflicht«, erklärte der Mann mit den rötlichen Haaren. »Wir alle erfüllen unsere Pflicht. Auch ihr seid Meilensteine auf dem Weg des Schicksals.«

Ich hatte Zeit gehabt, sie mir genau anzuschauen. Trotz der unterschiedlichen Haarfarbe wirkten sie wie Geschwister. Auch altersmäßig lagen kaum Jahre dazwischen. Von ihnen strahlte etwas ab, das uns nicht gefiel. Ich konzentrierte mich auf die Trauergäste hinter ihnen. Sie machten äußerlich einen normalen Eindruck. Einige Frauen hatten die Gesichter hinter Schleiern verborgen, so daß wir von ihren Zügen kaum etwas erkennen konnten. Von Bärbel Hechter wußten wir, daß die beiden den Gasthof zur Hölle führten, der einem alten Friedhof gegenüberlag, wo bereits ein Grab für mich reserviert war.

Hatten die beiden damit zu tun? Ich wollte eine weitre Frage stellen, als der Rothaarige sprach. Beinahe mit dem gleichen Stimmenklang wie Jorge.

»Wir werden uns noch sehen«, sagte er. »Das Gasthaus wartet auf euch. Ihr müßt kommen.«

Nach diesen Worten nickte er. Ein Zeichen für die anderen und auch für Jacques.

Sie setzten sich in Bewegung, ohne auf uns Rücksicht zu nehmen.

Suko und ich sahen keinen Grund, uns ihnen in den Weg zu stellen.

Also schufen wir Platz, damit sie vorbeigehen konnten.

Jorge war es, der einen scharfen Blick nach rechts warf, wo sich Bärbel Hechter hinter einem Busch versteckt hielt. Ob er sie gesehen hatte, wußten wir nicht. Jedenfalls kam die junge Frau erst zum Vorschein, als die Schritte der Trauergäste verklungen waren.

Sie zitterte und hielt ihre Hand unter die linke Brust gepreßt.

»Meine Güte«, flüsterte sie. »Ich habe eine Angst wie nie zuvor ausgestanden. Diese Männer sind furchtbar.«

»Was ist mit den anderen? Kennen Sie die auch?«

»Nein oder ja. Ich glaube, die meisten von ihnen sind Gäste in diesem Wirtshaus.«

Suko lachte leise. »Da werden die Wirte bald zwei neue bekommen. John, ich bin richtig gespannt darauf, zu erfahren, was man uns dort serviert.«

»Magie«, erwiderte ich leise. »Ich habe gespürt, daß diese Personen von einer Kraft beseelt sind, die ich nur mit Magie bezeichnen kann. Es ist etwas an ihnen, das mich abstößt und gleichzeitig anzieht. Ich kann es nicht genau sagen, aber irgendwo glaube ich sogar, daß ich zu ihnen eine Beziehung habe.«

»Mach keine Scherze.«

»Es ist kein Scherz, Alter. Ich werde einfach den Eindruck nicht los, Bekannte zu sehen.«

Suko sprach nicht dagegen. Wir hatten einfach schon zu viel erlebt und nahmen auf unsere Gefühle und auf unser Gespür immer wieder Rücksicht. Mit Erfolg, wie wir erlebt hatten.

Die Atmosphäre hatte sich abermals verändert. Sie war wieder normal geworden, was sich auch äußerlich zeigte, denn es erschienen die Friedhofsbesucher, als wäre nichts geschehen.

»Ich will hier nicht mehr länger bleiben«, flüsterte Bärbel. »Bitte, ich muß raus.«

»Das ist klar. Zuvor jedoch möchte ich gern das Grab Ihrer Freundin noch einmal besuchen.«

»Was wollen Sie da?«

»Nachschauen, ob alles in Ordnung ist.«

»Glauben Sie denn, daß etwas…?«

Ich winkte ab. »Ich möchte mich überzeugen. Diese Menschen haben sich verstellt, solange der Pfarrer dabei gewesen ist. Ihr wahres Gesicht zeigten sie später. Wenn Sie wollen, können Sie gern den Friedhof verlassen. Den Weg zum Grab finden wir auch allein.«

»Nein, ich möchte mit Ihnen gehen.«

Sie blieb an unserer Seite. Der Weg über den Friedhof glich zwar keinem Spießrutenlaufen, aber wir drei sahen dieses Gelände jetzt mit anderen Augen an.

Hinter jeder Hecke oder hinter jedem Busch konnte das Verhängnis lauern. Jorge und Jacques hatten sich selbst als den Tod bezeichnet. So falsch war das sicherlich nicht.

Wir erreichten das Grab, dessen unmittelbare Umgebung sich verändert hatte. Niemand stand mehr dort, bis auf eine Person. Die aber lag schräg auf dem Lehmhaufen, mit dem Kopf auf einem beschmierten Brett. Schon aus einer gewissen Entfernung konnten wir

erkennen, daß es sich bei dem Mann um den Pfarrer handelte.

Wir liefen schneller und kamen zurecht, als er sich aufrichten wollte. Suko und ich halfen ihm auf die Beine. Bärbel Hechter schaute aus einer gewissen Distanz zu.

In der Nähe stand ein hoher, heller Grabstein, an den wir den Pfarrer lehnen konnten. Seine linke Gesichtshälfte war beschmiert, ebenso wie die Kleidung. Der Mann atmete heftig. Dabei starrte er uns ängstlich an. Er stand unter Schock.

Wir versuchten, ihn zu beruhigen. Erst als wir das geschafft hatten, stellten wir die Fragen nach dem Grund für seine ungewöhnliche Veränderung.

»Es war einfach schlimm«, sagte er leise. »Plötzlich hatte ich das Gefühl, alles würde sich um mich herum verändern. Ich sah die Sonne noch als einen grellen Ball. Sekunden später nicht mehr. Dar hatte sich eine schwarze Wolke davor geschoben. Der Schatten raubte mir das Licht. Dunkelheit fiel über uns, als hätte der Leibhaftige persönlich seine Schwingen über den Friedhof ausgebreitet. Etwas Grauenhaftes, Böses kroch auf uns zu. Eine schlimme Veränderung, der ich nichts entgegensetzen konnte. Selbst nicht das Kreuz, denn mein Meßdiener floh damit. Die anderen Menschen widerstanden dem Bösen nicht. Ich habe mich noch halten können, sie aber flohen in wilder Panik.«

»Vor den Schatten?« fragte Suko.

Der Pfarrer breitete die Arme aus. Er war noch jünger, in diesen Augenblicken jedoch wirkte er wie ein alter Mann. »Ja, vor den Schatten, vor dem Bösen. Sie rannten weg, als befänden sie sich in den unsichtbaren Klauen der Hölle.«

»Und Sie?«

Der Pfarrer hob die Schultern. »Ich habe alles versucht, aber die andere Kraft war stärker. Sie… sie …«, jetzt lachte er freudlos. »Sie fegte mich förmlich hinweg.«

»Tatsächlich?« staunte Suko.

»Ja, ich hatte das Gefühl, fliegen zu können.« Er bewegte beide Arme. »Hineintauchen in den Himmel und gleichzeitig zu Boden fallend. Es ist kaum zu fassen, aber so war es.«

»Diese dunkle Wolke«, sagte ich, »existierte sie real? Oder haben Sie sich alles eingebildet?«

Beinahe böse schaute er mich an. »Ich wollte, mein Herr, ich hätte sie mir eingebildet. Nein, sie war vorhanden, alle anderen können es bezeugen.«

»Sie haben nicht gesehen, was mit den Trauergästen geschah und wie sie reagierten?«

»Nein, das nicht.«

Bärbel Hechter hatte bisher nur aus einer gewissen Entfernung zugehört.

Sie kam auf uns zu. »Das kann ich bestätigen, auch ich habe es gespürt. Nur bin ich früher gegangen. Ich mußte fliehen. Ich hatte das Gefühl, in mir steckte der Drang, zu verschwinden, bevor das Grauen allmächtig wurde.«

Dem war nichts hinzuzufügen. Außerdem hatten wir die Veränderung bei den Trauergästen selbst bemerkt. Ich fragte mich allerdings, was dahintersteckte, denn von dieser Kraft war am Grab nichts mehr zu spüren. Der leichte Wind, der über das Gelände wehte, schien auch sie fortgetrieben zu haben.

»Ich weiß nicht, was es war«, flüsterte der Pfarrer. Er faltete seine schmutzigen Hände zusammen. »Manchmal habe ich das Gefühl, hier den Anfang vom Ende erlebt zu haben. Sie… sie verstehen, wenn ich dabei an die Apokalypse denke.«

»So drastisch würde ich das nicht sehen«, beruhigte ich ihn. »Da gibt es noch immer gewaltige Unterschiede.«

»Nein, ich…«

»John, komm doch mal her, schnell!« Sukos Stimme klang nicht laut, dafür intensiv.

Ich drehte mich um. Mein Freund stand vor dem offenem Grab und schaute hinein. Er mußte etwas entdeckt haben, das ihn ziemlich aus der Fassung gebracht hatte.

Ich lief zu ihm und beobachtete seinen ausgestreckten Zeigefinger, der schräg in die Graböffnung deutete. Das Loch war noch nicht zugeschüttet worden, der größte Teil des Sargdeckels lag noch frei. So frei, daß wir dieses ungewöhnliche Zeichen erkennen konnten, das den Deckel zierte.

Es war ein T – oder ein nicht zu Ende gezeichnetes Kreuz. Beides jedoch besaß eine bestimmte Bedeutung.

Das Zeichen der Templer!

***

Die Templer also!

Ein schwarzes Kreuz, nein, mehr dieses T. Ich kannte die Templer-Kreuze zur Genüge. Im Mittelalter, zu ihrer großen Zeit, da hatten sie die hellen Kutten mit den weißen Kreuzen darauf getragen, da war allein schon äußerlich zu sehen gewesen, wem sie dienten.

Dann war es zur großen Teilung gekommen, und zwar nach der Vernichtung des Ordens besonders stark. Die einen wollten ihren einmal eingeschlagenen Weg weitergehen, die anderen stellten sich auf die Seite des Bösen, auf die Seite Baphomets, eines Abkömmlings der Hölle.

Das alles gehörte zwar zur Historie, war aber bis in die heutige Zeit übernommen worden und spielte auch in unserem Leben eine große Rolle.

Ich war mit den Templern verbunden, weil ich schon einmal als Hector de Valois gelebt hatte. Er hatte zu den großen Templerführern gehört. In der heutigen Zeit schoben sich die Templer immer öfter wie eine Speerspitze in mein Leben hinein. Sowohl die positiven als auch die negativen sorgten stets für Überraschungen.

Ein schwarzes Kreuz auf der hellen Fichte des Sargs. Es sah aus wie eingebrannt. Wer es hinterlassen hatte, darüber konnten wir nur spekulieren, wobei Suko den gleichen Gedankengang vollzog wie ich. Wahrscheinlich waren es die beiden Anführer gewesen, die sich auf diese schaurige Art und Weise ein Denkmal gesetzt hatten.

Auch der Pfarrer näherte sich dem Grab. An seiner Seite schritt Bärbel Hechter. Sie hatte ihr Haar mit den Fingern aufgewühlt.

Fransig umstand es ihren Kopf. Die Sonnenbrille trug sie nicht mehr, zudem zeigte sich die Haut vom Weinen erholt. Nur mehr um die Augen herum schimmerte es rötlich.

Bärbel hatte ein hübsches, frisches Gesicht, mit einer kleinen Nase und lustigen Grübchen in den Wangen. Eine andere Kleidung hätte ihr sicherlich besser gestanden als das schwarze Kostüm.

In einer abwartenden Haltung blieben beide stehen und schauten vorsichtig auf den Sarg.

Auch sie erschraken. Der Pfarrer schlug ein Kreuzzeichen und flüsterte: »Das ist Teufelswerk. Sie können sagen, was Sie wollen, aber das ist Teufelswerk.«

»Vielleicht«, murmelte ich.

»Doch, doch. Ich weiß es. So etwas kann man nicht hinnehmen.«

Er schüttelte sich. »Wer sollte sonst diese blasphemische Tat begangen haben? Wer denn?«

»Kennen Sie das Zeichen?« erkundigte ich mich.

»Es sieht aus wie ein T oder ein Kreuz, das nicht ganz durchgezeichnet worden ist.«

»Stimmt. Und das sagt Ihnen nichts?«

Er hob die Schultern.

»Haben Sie schon etwas von den Templern gehört, Herr Pfarrer? Dieser alte Orden, der im vierzehnten Jahrhundert zerschlagen worden ist?«

Sein Blick wurde skeptisch. »Ja, diese Ketzer. Ich habe in Büchern darüber gelesen.«

»Ob Ketzer oder nicht, das möchte ich einmal dahingestellt sein lassen. Wichtig ist, daß es später zwei Gruppen von Templern gab. Die eine ging den geraden Weg, die andere nicht. Hier haben wir es leider mit der Gruppe zu tun, die nicht den geraden Weg eingeschritten ist. Die Templer sind hier.«

»In Salzburg?«

»Ja.«

Der Pfarrer überlegte. Wir ließen ihn in Ruhe, denn wir sahen, daß ihm die Antwort nicht leicht fallen würde. »Vielleicht haben Sie sogar recht«, meinte er. »Ich kenne unsere Friedhöfe in der Stadt. Dort liegen nicht nur Personen begraben, die Anhänger der beiden großen Glaubensrichtungen waren. Freimaurer, Rosenkreuzer, Templer, sie finden auf unseren Friedhöfen all die Richtungen. Mozart gehörte auch zu den Freimaurern. Da haben wir Tradition. Die Zauberflöte wandte sich schließlich gegen die Macht des Katholizismus. Er hatte Maria Theresia als Königin der Nacht vorgesehen. Wenn Sie das alles in Betracht ziehen, kommen wir Ihrer Auffassung der Dinge schon näher.«

»Das meine ich auch.«

»Das sind Lippenbekenntnisse, keine Erklärungen für die Vorgänge. Wieso kommt das Kreuz auf den Sargdeckel? Wer hat es dort aufgemalt?«

»Ob es aufgemalt ist oder nicht, werden wir gleich feststellen«, sagte Suko. »Ich sehe es mir mal an.«

Bevor der Pfarrer protestieren konnte, war der Inspektor bereits in das Grab geklettert. In der schmalen Lücke zwischen dem Sarg und der Grabwand fand er soeben Platz.

Seine Finger strichen über das Holz und zeichneten das T sehr genau nach.

»Was ist?«

Suko schaute zu mir hoch. »Wie eingebrannt, John. Als hätte jemand das Kreuz in den Sargdeckel eingeflammt.«

»Bist du dir sicher?«

»Immer. Ich kann es ertasten.« Suko dachte einen Moment nach.

»Soll ich den Sarg öffnen?«

»Das wäre nicht schlecht.«

Bärbel Hechter erschrak. »Was wollen Sie denn damit alles erreichen?«

»Dieses T kann möglicherweise etwas mit der im Sarg liegenden Leiche zu tun haben.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Wir müßten nachschauen.«

Der Pfarrer hatte etwas dagegen. »Das kann ich nicht zulassen. Dazu benötigen Sie eine Erlaubnis. Außerdem käme es schon einer Todsünde gleich, wenn Sie…«

Ich nickte ihm zu. »Sie haben recht, wenn es sich um normale Vorgänge handelt. Diese hier sind nicht normal, Herr Pfarrer. Sie sind ungewöhnlich, möglicherweise schwarzmagisch. Sie wissen selbst, auf welch eine Art und Weise Gertrud Moser ums Leben kam. Das alles müssen wir in Betracht ziehen. Auch wir tun dies nicht gern. Es macht uns wirklich keinen Spaß.«

»Das denke ich mir auch.«

»Ich werde mal zusehen, was ich machen kann«, rief Suko aus dem Grab nach oben.

Keiner hinderte ihn daran. Er machte sich an den Verschlüssen zu schaffen, die relativ leicht geöffnet werden konnten.

»Ich möchte nicht hinschauen«, flüsterte Bärbel Hechter, was ich durchaus verstehen konnte. Die junge Frau trat zurück, während ich mich vorbeugte.

Suko hielt den Deckel bereits mit zwei Händen fest. Dann hob er ihn mit einem Ruck an. Er hatte sich so aufgebaut, daß er mir den Blick auf den Sarg nicht nahm.

Trotz der Sonnenfülle und der damit verbundenen Wärme überkam mich das Gefühl, mit beiden Beinen in einem Eiskeller zu stehen, denn aus dem Sarg quoll der Rauch in dünnen Schwaden.

Wir hörten etwas knistern, Blasen erschienen und zerplatzten wieder. Jemand schien Säure in den Sarg geschüttet zu haben, damit von der Leiche nichts mehr zurückblieb.

Was wir sahen, war eine schwarze teerartige Masse, aus der sich noch bleich die Knochen abhoben, die von der Säure erst aufgelöst werden mußten.

Selbst der Kopf war noch vorhanden. Nur mehr ein bleiches Schädelgebilde.

Ich schloß die Augen und spürte gleichzeitig den Druck in meinem Magen. Über meinen Rücken rann eine kalte Haut, obwohl ich anfing zu schwitzen.

Der Rauch stieg hoch und quoll auch über die Grabränder hinweg.

Er lockte den Pfarrer an, der ebenfalls einen Blick in die Tiefe warf und bleich wie Rinderfett wurde. Blitzschnell wandte er sich ab.

Suko hatte sich gedreht. Er schaute mit ernstem Gesichtsausdruck zu mir hoch.

»Okay«, sagte ich und nickte ihm dabei zu. Mein Freund legte den Deckel wieder auf das Unterteil, befestigte ihn, gab mir die Hand und kletterte aus dem Grab.

»Wie lautet deine Erklärung, John?«

»Müßte ich eine haben?«

»Eigentlich schon.«

Ich kickte mit dem rechten Fuß einen Lehmklumpen weg. »Die Templer sind dabei, alle Spuren zu löschen, indem sie gleichzeitig welche gelegt haben. Weshalb hätten sie sonst das schwarze T auf dem Sargdeckel erscheinen lassen?«

»Das meine ich auch.«

»Jedenfalls haben wir hier nichts mehr zu suchen. Ich will weg sein, bevor der Totengräber kommt.«

Der Ansicht war auch Suko.

Ratlos und gleichzeitig nervös erschien uns der Pfarrer. Er fragte uns, was er machen sollte.

»Keine Ahnung.« Ich lächelte knapp. »Vielleicht nehmen Sie einen Rat an. Lassen Sie alles auf sich beruhen. Versuchen Sie, die Sache zu vergessen.«

»Einfach so? Der Fall muß weitergeführt werden. Ich kann nicht…«

»Doch, Sie können ihn uns überlassen. Deshalb sind wir gekommen. Die tote Gertrud Moser war der Grund. Also verhalten Sie sich ruhig. Wenigstens bis zum nächsten Tag. Wenn sich bis dahin nichts verändert hat, dann machen Sie Meldung.«

Der Geistliche verzog die schmalen Lippen. »Ein gutes Gewissen habe ich dabei nicht.« Er hob die Schultern. »Aber der Fall ist derart ungewöhnlich, daß ich mein Gewissen damit beruhigen kann. Was wollen Sie unternehmen?«

Ich legte die Stirn in Falten. »Spuren nachgehen, und die wiederum führen mich zu einem anderen Friedhof außerhalb der Stadt oder am Stadtrand. Kennen Sie das Gasthaus zur Hölle?«

»Das ist mir bekannt.«

»Sie kennen auch den Wirt?«

»Nein, nein!« Er wehrte mit beiden Händen ab. »Damit habe ich nichts zu tun, damit will ich auch nichts zu tun haben.«

»Gut, aber wir.«

Der Geistliche hatte noch etwas auf dem Herzen. Er wußte nur nicht, wie er sich ausdrücken sollte. Deshalb verabschiedete er sich und ließ uns allein.

»Was ist mit Ihnen?« wandte sich Suko an Bärbel Hechter.

Sie hob die Schultern. »Begleiten möchte ich Sie nicht.«

»Das können wir verstehen.«

»Andererseits interessiert mich, was mit meiner Freundin geschehen ist.«

»Wir werden es Ihnen sagen.«

Sie legte den Kopf schief. »In das Gasthaus könnte ich doch mit Ihnen hinein – oder?«

»Das ist die Frage. Ich wäre dagegen.«

»Sie auch Suko?«

»Natürlich.«

»Gut, dann gehe ich nach Hause. Aber vergessen Sie bitte nicht, mich zu informieren.«

»Keine Sorge.«

»Wissen Sie überhaupt, wo sich der Friedhof befindet?«

»Genau nicht.«

»Ich kann es Ihnen erklären. Sie müssen nur eben quer durch die Stadt fahren.«

»Auch über den Fluß?«

»Nein, das ist nicht nötig.«

Ich schaute in die Ferne, wo sich die Berge des Tennengebirges abhoben. Darüber flimmerte der Himmel unter den heißen Sonnenstrahlen. Ich erinnerte mich daran, daß unser Gasthaus noch nicht geöffnet hatte. Erst am späten nachmittag würden die Gäste kommen.

»Sollen wir Sie nach Hause fahren?« erkundigte ich mich bei Bärbel Hechter.

»Das ist nicht nötig, ich schaffe es allein.« Sie nickte uns noch einmal zu. »Viel Glück.«

»Danke.«

Bärbel Hechter lief davon. Nicht ein einziges Mal drehte sie sich um.

»So, so«, murmelte Suko, »die Templer mal wieder. Und jemand hat für dich ein Grab bestellt oder gekauft. Siehst du bereits Zusammenhänge?«

»Noch nicht. Die werden wir bestimmt auf diesem Friedhof finden.«

»Oder in der Hölle.«

»Auch das…«

***

Um nicht aufzufallen, waren wir an dem Gasthaus vorbeigefahren.

Deshalb hatten wir nur einen ersten, flüchtigen Eindruck von ihm mitnehmen können.

Es war ein altes Gebäude, das sich in den Schatten mächtiger Bäume duckte, die es umstanden. Auch beim Vorbeifahren sahen wir, daß es noch nicht geöffnet war.

Uns interessierte dann auch mehr der Friedhof. Es war falsch, denn er lag dem Gasthaus nicht direkt gegenüber. Wir mußten noch einige Meter weiter fahren, um ihn dann zu erreichen, und sahen von seinem Gelände eigentlich nichts, weil eine hohe Mauer uns den Blick nahm. Nur die über den Rand hinwegschauenden hohen Baumkronen fielen uns auf.

Ein Tor entdeckten wir nicht, also fuhren wir bis zum Ende des Friedhofs und ließen den Leihwagen in einen schmalen Weg an der Seite rollen. Da entdeckten wir das Tor.

Es bestand aus Eisen. Die beiden Hälften waren durch eine mächtige Klinke miteinander verbunden. Die einzelnen Stangen formierten sich zudem zu einer Figur, die gebückt dastand und so etwas wie ein gramgebeugter Mensch sein sollte, dessen Kopf von einem Strahlenkreuz aus Metall umschwebt wurde.

Suko hatte gefahren und bremste ab. Wir stiegen aus und wandten uns noch nicht dem Friedhof zu. Unsere Blicke glitten weiter die normale Straße entlang, die ein alleeartiges Aussehen bekam, weil sie von hohen Bäumen flankiert wurde.

Im Hintergrund und durch die Lücken zwischen den Stämmen schimmerte die blaugraue Fläche eines kleinen Sees.

Eine idyllische Gegend, ohne Hektik, von der Sonne beschienen, die trotzdem nicht die Düsternis des Friedhofs vertreiben konnte.

Die Mauer war wuchtig, sie bestand aus großen Steinen, die Moos angesetzt hatte. Suko stand bereits vor dem Tor und probierte die Klinke.

Er schaffte es, als er seine zweite Hand zur Unterstützung nahm.

Ein Knarren erklang, dann ein Quietschen. Mit der Schulter gelang es dem Inspektor, die Tür aufzuschieben, wobei sie noch über den Boden schabte.

Er betrat vor mir den Friedhof, blieb stehen und schaute sich um.

Das Areal war in einem weit gezogenen Halbkreis angelegt worden und stach von der Straße weg mit seiner Mauer tief in das Gelände hinein. Erst jetzt erkannten wir die Dicke der Mauer und waren darüber nicht einmal überrascht, denn für die Mauergräber brauchte man eben mächtige Steine. Um diese Grabstätten kümmerten wir uns noch nicht. Wir schauten zunächst über die normalen Gräber hinweg.

Auch sie wirkten sehr gepflegt. Wir sahen prächtige Metallkreuze, die auf die Rosenkreuzer und die Freimaurer hinwiesen, denn bei manchen Gräbern entdeckten wir auch die Insignien dieser letztgenannten Vereinigung. An einigen Kreuzen entdeckten wir das große G innerhalb eines flammenden Fünfsterns, eines Pentagramms.

Das G besitzt zwei Deutungen. Es bezeichnet Gnosis und Generatio, die beiden heiligen Worte der alten Kabbala. Es heißt aber auch der »Große Architekt«, denn das Pentagramm, von welcher Seite man es auch betrachtet, stellt ein A dar.

Auch die Rosenkreuze blieben uns nicht verborgen. Kunstvolle Gebilde, die Ähnlichkeit mit einem kompakten Malteserkreuz aufwiesen, aber dennoch anders waren, schmaler, denn zwischen den einzelnen Armen waren metallene Rosen befestigt, wobei in der Mitte des Kreuzes wieder das berühmte Pentagramm erschien.

Dieser Friedhof war nicht nur außergewöhnlich wegen seiner Gräber. Er wirkte auch sehr gepflegt, denn die Grabstätten waren von geharkten und manchmal mit dünnem Kies bestreuten Wegen umrahmt.

Suko nickte mir zu. »Diesen Friedhof hätte ich hier nicht erwartet.«

Dann wurde er spöttisch. »Trotzdem, Kompliment, John, daß man für dich diese ungewöhnliche Ruhestätte ausgesucht hat.«

»Hör auf zu spotten.«

Von uns aus gesehen, war der Hintergrund dieses Geländes zugewachsen. Nicht allein mit den hohen Bäumen, auch Büsche bildeten so etwas wie eine dichte Wand, so daß kaum ein Durchkommen war.

Suko war einige Schritte vorgegangen. Neben einem hohen Metallkreuz hatte er seine Schritte gestoppt und drehte sich langsam zu mir um. »Ich sehe kein offenes Grab, John.«

Achselzuckend ging ich auf ihn zu. »Vielleicht muß es noch geschaufelt werden.«

»Das kann stimmen.«

Ich versuchte, etwas von der Atmosphäre in mich aufzunehmen, die über dem Friedhof lag.

Es kam mir nichts ungewöhnlich vor. Die Sonne schien warm vom Himmel. Das frische Laub der Bäume strömte einen fast kühlen Geruch aus, manchmal fächerte ein leichter Wind gegen unsere Gesichter.

Ein Frühsommertag, wie man sich ihn wünschte, wenn wir nicht gerade auf einem alten Friedhof gestanden hätten. Vor einiger Zeit hatte ich einen Fall in Paris erlebt, wo auch ein Friedhof die Hauptrolle spielte. Miteinander zu vergleichen waren beide nicht.

Dieser hier war wesentlich kleiner, er wirkte gepflegter, doch die ihm umgebende hohe und breite Mauer gab ihm etwas Düsteres, Unheimliches.

Ein offenes Grab hatten wir nicht entdecken können. Da wir zudem nicht an einen Bluff glaubten, mußte sich das für mich vorgesehene Grab woanders befinden.

Suko deutete auf die Mauer. »Fällt dir nichts auf, John?«

»Klar, sie ist innen anders. Glatter…«

»Genau.«

Diese Glätte hatte seinen Grund. Man hatte von innen blanke Steinplatten angebracht, die auf uns wie Schubkästen wirkten. Das waren sie zwar nicht, doch jede Platte besaß einen eisernen Griff, um sie aus der Wand ziehen zu können.

Und wir lasen die Metallschilder mit den eingravierten Namen.

Uns unbekannte Personen hatten hinter den Platten und in den Mauergräbern ihre letzten Ruhestätten gefunden.

Wir lasen auch die Geburts- und Sterbedaten ab. Teilweise stammten sie noch aus den Anfängen des vergangenen Jahrhunderts.

Am Tor hatten wir begonnen und wanderten zu zweit an den Mauergräbern vorbei.

Bei jedem Namen, den ich las, erhöhte sich in mir die Spannung.

Ich war irgendwie davon überzeugt, daß ich sehr bald auf meinen Namen treffen würde. Wir hatten die Hälfte der Gräber passiert, meinen Namen jedoch noch nicht gefunden.

»Vielleicht doch ein Bluff?« murmelte Suko.

»Nein, dahinter steckt Methode.«

Suko war es, der schließlich seinen Schritt stoppte. So schnell, daß ich ihn anstieß. Er brauchte nicht erst gegen die mattschimmernde

Steinplatte zu deuten, ich las den Namen auch ohne sein Zeichen.

JOHN SINCLAIR

In schlichten Buchstaben war er in den glatten Stein hineingehämmert worden. Und darunter sah ich das breite, etwas unförmig wirkende und gedrungene Kreuz der Templer.

Ich sagte nichts, auch Suko stellte keine Frage. Er konnte sich vorstellen, wie es in mir aussah, denn mir war schon recht komisch zumute, vor meinem eigenen Grab zu stehen, auch wenn es sich in diesem Fall nur um eine Platte handelte.

Dahinter jedoch befand sich die Grabstätte, breit genug, um einen ausgewachsenen Menschen aufzunehmen, und auch in der Tiefe würde sie ausreichen.

Der Griff war ebenfalls vorhanden, so daß ich die Platte, wenn nötig, aufziehen konnte.

»Die Templer also«, murmelte ich, während Suko nickte. »Wie ich es mir gedacht habe.«

»Ja, damit bist du gemeint.«

»Bin ich ein Templer?«

»Du nicht, aber Hector de Valois.«

Den gleichen Gedanken hatte ich ebenfalls verfolgt. Hector de Valois, der in mir wiedergeboren war oder als der ich schon einmal gelebt hatte, war einer der großen Templerführer gewesen. Er hatte zur guten Seite gehört und auch mein Kreuz getragen, das mich als Sohn des Lichts auswies.

Ich trat näher an die Grabplatte heran, um die Inschrift genauer zu untersuchen. Auch auf anderen Gräbern hatte ich sie gesehen und konnte sie miteinander vergleichen.

Diese hier war frischer. Man hatte den Namen erst vor kurzem eingraviert. In den Mulden hatte sich noch kein Moos abgesetzt. Als ich mit der Fingerkuppe hineinglitt, spürte ich noch den dünnen Steinstaub.

Suko war hinter mir stehengeblieben. »Ich würde vorschlagen, daß wir die Platte wegziehen.«

»Weshalb?«

»Vielleicht willst du dir dein Grab mal ansehen.«

»Nicht schlecht.« Ich rieb mein Kinn. »Ob es leer ist?«

»Wer sollte darin liegen?«

Da hatte er recht. Mit der rechten Hand umklammerte ich den Eisengriff, der gedrechselt war, so daß ich mich gut festhalten konnte.

Dann zog ich. Zuerst langsam, schließlich mehr Kraft einsetzend, aber die Steinplatte bewegte sich nicht. Sie saß einfach zu fest.

Suko hatte meine Bemühungen beobachtet. »So kommen wir nicht weiter«, sagte er und half mit.

Der Griff war breit genug, damit ihn zwei Hände umfassen konnten.

Gemeinsam zerrten wir daran. Plötzlich – wir konnten es kaum fassen, erreichte ein Schaben und Knirschen unsere Ohren, als sich die schwarze Platte bewegte.

Sofort hielten wir inne, weil die Gefahr bestand, daß sie uns entgegenkippte.

»Vorsichtig weitermachen!« flüsterte ich.

Kraftvoll und dennoch sehr behutsam zogen wir am Griff. Die Platte löste sich weiter. Wäre es hinter der Platte hell gewesen, hätten wir jetzt schon hineinschauen können, so breit war bereits die Spalte.

Ich trat zurück und schlug vor, daß sie einer vor uns an der Unterkante abstützt, während der zweite zog. Dabei wischte ich mir den Schweiß von der Stirn, denn die Arbeit hatte uns ganz schön ins Schwitzen gebracht.

»Ich mache das«, sagte Suko. Er wollte sich bücken, als es passierte.

Meinem Freund konnte ich noch eine Warnung zurufen, damit er zurücksprang. Wir sahen, daß die Platte von innen Druck bekommen hatte, hörten auch das Knirschen, und einen Moment später fiel sie uns entgegen.

Hastig sprangen wir zurück, landeten beide auf weicher Graberde und hörten den schweren Fall.

Das Loch in der Mauer war da.

Rechteckig, die gesamte Mauertiefe dabei einnehmend. Aber das Grab war nicht leer. Ein klumpiger, unförmiger Gegenstand schoß daraus hervor, einen widerlichen Gestank verbreitend, nach alten Leichen riechend, quallig und aufgedunsen.

Das kannten wir auch. Diese Wesen haßte ich bis aufs Blut. Es war ein Ghoul, ein Leichenfresser!

***

Und er war verdammt schnell.

Noch bevor wir etwas gegen ihn unternehmen konnten, hatte er den Boden erreicht, stemmte sich ab und huschte in die Deckungen zwischen den Grabsteinen.

Ein peitschender Schuß zerriß die Stille des Friedhofs. Suko hatte seine Beretta gezogen und gefeuert. Fast hätte er den Ghoul noch erwischt, doch das geweihte Silbergeschoß prallte an der Kante eines Grabsteins ab, hinter dem der Ghoul verschwunden war.

Zwar stand ich nicht unter Schock, bei mir dauerte es nur länger, bis ich die Überraschung verdaut hatte. Da hatte sich Suko bereits von mir entfernt und einen Bogen geschlagen.

Seine Taktik war mir klar. Er wollte, daß wir den Leichenfresser in die Zange nahmen.

Meiner Ansicht nach hatte der Ghoul einen Fehler begangen. Der Friedhof war für ihn zu einer Falle geworden. Wann immer er ihn

verlassen wollte, er mußte über die Mauer klettern und erst das von uns wieder geschlossene Tor überwinden, dann hatten wir ihn.

Suko war nach rechts weggelaufen, ich nahm die andere Richtung.

So konnten wir ihn bekommen.

Obwohl ich es eilig hatte, schonte ich die Gräber. Ich wollte diese kleinen, gepflegten Anlagen nicht zertrampeln, blieb deshalb auf den Wegen, hörte hin und wieder Sukos Rufe, sah den Ghoul nicht, roch ihn dafür, denn er zog eine Fahne aus Leichen- und Modergeruch hinter sich her.

Er nutzte seine einzige Chance und bewegte sich auf das Ende des Friedhofs zu. Dort bildeten Bäume und Büsche einen fast dschungelartigen Wald, der ein Entkommen fast unmöglich erscheinen ließ.

Ein schleimiger Ghoul besaß mehr Chancen, sich durch die Lücken zu drücken als wir.

Ich sah ihn, als er bereits die Rückseite erreicht hatte. Als ich schoß, tauchte er weg.

Die geweihte Silberkugel sirrte vorbei. Außerdem hatte ich im Laufen geschossen, da ist die Trefferquote nicht gerade groß.

Der Ghoul drehte sich und tauchte weg. Noch einmal streckte er einen der beiden Arme aus. Er wirkte wie aus Gummi, als er immer länger wurde und sich eine Krallenhand um einen Ast legte, wo er sich abstützen konnte.

Das Gesicht war in der Schleimmasse nicht genau zu erkennen, und Sekunden später sah ich ihn überhaupt nicht mehr. Der widerliche Dämon schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Von der rechten Seite her lief Suko geduckt auf mich zu. »Er ist weg, nicht wahr.«

»Mist auch!«

Wenig später standen wir dort, wo der Ghoul verschwunden war.

Der Leichengestank schwebte noch in der Luft, ein kurzes »Andenken« an diese Kreatur.

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Ein Ghoul in deinem Grab, John, das soll mir mal einer erklären.«

»Du kannst ihn ja fragen.«

Der Inspektor grinste nur und bückte sich. Er hatte die Beretta weggesteckt. Mit beiden Händen schaufelte er Zweige zur Seite, schob sich in die Lücke und gab ein hartes Lachen ab. »Komm her, John, sieh es dir an! Unser Freund hat sich eine Rückendeckung besorgt.«

Ich preßte mich neben Suko.

Da war das Loch. Ein Eingang mitten im Boden, innen durch Holzbretter abgestützt. Ich leuchtete hinein. Aus der Tiefe wehte uns der Modergestank entgegen. Sprossen entdeckten wir keine, aber unser Licht erreichte einen braunschwarzen Boden, und der lag nicht

mal so tief unter uns. Wir konnten ihn mit einem Sprung erreichen.
»Wo führt dieser Weg hin?« fragte Suko.
Ich hob die Schultern. »Vielleicht in ein Labyrinth unter dem Friedhof. Du weißt doch, daß auf manchen dieser Totenäcker noch alte Gänge sind.«
»Willst du hinein?«
»Wir sollten es uns beide überlegen.«
Suko wischte mit dem Handrücken über die Stirn. »Ghouls müssen ausgemerzt werden!« sagte er leise und doch bestimmend. »Ich hasse diese Kreaturen. Wenn ich ihn verfolge, habe ich eine Chance, ihn zu killen. Du kannst dich um das Gasthaus kümmern oder um dein Grab.«
»Soll ich da freiwillig hineinsteigen?«
»Weiß ich nicht. Jedenfalls schaue ich nach. Der Ausgang bleibt hier immer offen. Da ist der Rückweg gesichert.«
»Hoffentlich auch mit einem Sprung.«
»Das klappt schon. Falls ich dich hier nicht mehr antreffe, schaue ich im Gasthaus nach.«
»Oder im Grab.«
»Ich bewundere deinen Humor.« Suko schlug mir zum Abschied auf die Schulter, dann tauchte er weg. Ich leuchtete ihm. Er kam gut und sicher am Ende des senkrechten Schachts an.
»Wie sieht es da aus?«
»Es stinkt und ist dunkel.« Suko ging in die Hocke. Er leuchtete jetzt nach vorn. »Hier ist tatsächlich ein Gang. Wenn der keinen Bogen schlägt, führt er in Richtung Tor.«
»Und der Ghoul?«
»Der hat sich verzogen.«
»Dann geh.«
»Wenn ich ihn zu packen bekomme, bestelle ich schöne Grüße von dir. Okay?«
Suko nahm den Fall mit einer gewissen Portion Humor, der mir vergangen war. Es gefiel mir überhaupt nicht, das Grab mit meinem Namen entdeckt zu haben. Noch weniger gefiel mir, daß ich nicht wußte, was dahintersteckte.
Man schreibt nicht einfach den Namen eines Fremden an eine Grabplatte, schon gar nicht meinen.
Zum Abschluß leuchtete ich noch einmal in den Schacht, ohne Suko sehen und hören zu können.
Ich drehte mich um, weil ich den Weg wieder zurückgehen wollte.
Mich interessierte das Gasthaus zur Hölle, schließlich trug es nicht grundlos diesen Namen.
Die Büsche, durch die wir uns gezwängt hatten, standen wieder.
Hochaufgerichtet bildeten sie eine Wand, aus der plötzlich etwas Dunkles mit einer rasenden Geschwindigkeit hervorschoß.

Es war auf mich gezielt, nur bekam ich meinen Kopf nicht schnell genug zur Seite.

Das Dunkle, Große erwischte mich wie ein Dampfhammer. Jemand sprengte meinen Schädel. Der gesamte Kopf schien in Fetzen zu fliegen.

Bei mir verlöschte noch nicht sofort das Licht. Ich konnte noch einen Blick durch die Lücken zwischen den Zweigen erhaschen.

Zwei Gesichter standen dort, wie in die Luft gemalt. Jorge und Jacques. Es war der letzte Eindruck, bevor mich irgendeine Kraft in eine dunkle Tiefe zerrte…

***

Suko schüttelte sich, als er an den verdammten Ghoul-Gestank dachte. Er gehörte nicht zu den empfindlichen Menschen, doch dieser alte, widerliche Leichengeruch trieb ihm den Magen in die Höhe.

Es war einfach widerlich.

Der Tunnel stach unter den Gräbern hinweg in die Tiefe des Friedhofs hinein.

Aus bestimmten Gründen kannte sich der Inspektor mit Ghouls aus. Er wußte, daß diese Wesen gern auf alten Friedhöfen hausten und sich von den Toten ernährten. Deshalb konnte er auch davon ausgehen, daß der Gang, der vor ihm lag, irgendwann verästelte und mit seinen Seitenarmen zu den Gräbern hinführte.

Suko rechnete damit, auf Gebeine und blanke Knochenreste zu stoßen. Er dachte auch an die tote Gertrud Moser. Jetzt wußte er, wer sie umgebracht hatte.

Allein aus diesem Grund wollte er den Ghoul vernichten. Er freute sich schon darauf, zusehen zu können, wie dieses widerliche Wesen allmählich austrocknete und kristallisierte.

Die Ghouls gehörten nicht zu den mächtigen Dämonen. Sie waren auch nicht harmlos, ihr Instinkt galt allein dem Töten. Man konnte sie leicht vernichten, wenn man wußte, womit. Und bei ihnen reichte eine Silberkugel immer aus.

Der Gang war verdammt eng. Für einen Ghoul gerade richtig, nicht für Suko, der ziemlich breite Schultern besaß und sich schräg durch diesen Tunnel schieben mußte.

Von der Höhe her blieb er nicht gleich. Sein oberes Ende glich schon mehr einer Welle aus Lehm. Mal höher, mal niedriger.

Der Inspektor bewegte sich kniend voran. Die Lampe hielt er eingeschaltet. Im hellweißen Licht der Leuchte konnte er auch die Ränder des Tunnels erkennen. Sie waren nicht nur dunkel. An einigen Stellen klebten eingetrocknete Schleimspuren. Suko kratzte sie weg.

Die Luft konnte man kaum als solche bezeichnen. Zwar drang sie durch den offenen Schacht und verteilte sich auch innerhalb des

Tunnels, nur überwog beim Einatmen der Ghoul-Gestank. Suko spielte mit dem Gedanken, sich ein Taschentuch vor den Mund zu binden, ließ es dann bleiben, biß die Zähne zusammen und atmete durch die Nase.

Der Tunnel behielt die Richtung bei. Zwar nicht kerzengerade, manchmal in kleinen Kurven verlaufend, aber die große Linie war doch nicht zu verfehlen.

Hin und wieder sah sich Suko gezwungen, den Kopf so tief einzuziehen, daß er nur robbend vorankam.

Einmal rieselte etwas in seinen Nacken. Er leuchtete hoch und sah über sich ein Loch, aus dem einige hölzerne Sargplanken wie starre Arme hervorhingen. Daneben schimmerten bleiche Knochen im Lichtkegel der Lampe. Dort oben hatte der Ghoul wieder seine widerliche Nahrung gefunden.

Ihn selbst sah er nicht.

Die Chancen, ihn in seiner eigenen Welt einzuholen, waren relativ gering. Durch seine schleimige Masse gelang es dem Ghoul, sich immer wieder besser voranzubewegen. Der konnte auf diese Art und Weise jede Lücke ausnutzen.

Suko stolperte weiter bis zu einer Stelle, wo ihm der Gang versperrt war. Steine und Lehm bildeten einen Hügel. Aber der Ghoul war auch darüber hinweggekrochen, wie Suko riechen konnte, deshalb versuchte er es auf die gleiche Art und Weise.

Er räumte einiges an Geröll zur Seite und konnte seinen Weg tatsächlich fortsetzen.

Weiter ging es…

Helles Licht tötete die Finsternis des Tunnels. Würmer, Spinnen, Raupen und anderes Kleingetier huschten über die Wände und den Boden, bevor sie in irgendwelchen Verstecken verschwanden.

An manchen Stellen war die Erde feucht, da schmierte der Chinese dann hindurch.

Nach seiner Rechnung mußte er die Grenze des Friedhofs schon erreicht haben. Wahrscheinlich bewegte er sich jetzt unterhalb der normalen Straße entlang.

Schweiß bedeckte sein Gesicht. Er hatte sich mit den Schmutzspuren auf seiner Haut vermischt. Der widerliche Geschmack wollte aus der Kehle des Inspektors einfach nicht verschwinden. Immer öfter hatte er das Gefühl, sich übergeben zu müssen.

Und so rutschte er weiter. Seine Kleidung bestand nur mehr aus dreckigen Lappen. Löcher in der Decke, also Zugänge zu Gräbern, entdeckte er nicht mehr. Wahrscheinlich befand er sich dicht vor dem Ziel.

Wehte ihm nicht etwas frischere Luft entgegen? Suko hielt inne und drehte seinen Kopf ein wenig nach links, der Tunnelwand zu.

Ein weicher Hauch streifte tatsächlich über seine Wange. Sukos Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

Der Ausgang lag nicht mehr weit entfernt.

Dabei vergaß er seine Vorsicht nicht. Suko rechnete immer noch mit einem heimtückischen Überfall. Er kannte die Rücksichtslosigkeit der Ghouls. Sie traten selten zum offenen Kampf an, sie überlisteten und töteten dann.

Der Gang nahm an Höhe zu. Der Eindruck, bessere Luft zu atmen, hatte sich bei Suko verstärkt. Er leuchtete wieder nach vorn und sah die Schräge, die in die Höhe zu einem Ausgang führte.

Fast geschafft!

Der Ghoul ließ sich nicht blicken. Wahrscheinlich wußte er, wer ihm auf den Fersen war und wie gut dieser Verfolger bewaffnet war.

Eine Silberkugel nur reichte.

Suko schaltete die Lampe aus, weil er sich von dem künstlichen Licht nicht irritieren lassen wollte. Er hatte gut daran getan, denn vor ihm wurde die Finsternis des Ganges durch einen blassen und unregelmäßig wirkenden Lichtfleck unterbrochen.

Der Ausgang, die normale Welt, die Freiheit!

Suko bewegte sich auf Händen und Füßen die Schräge hoch. Der Lichtfleck nahm an Schärfe und Gestalt zu. Er sah viereckig aus, auch wenn er von Schatten durchzogen wurde, die sich als tarnende Zweige herausstellten. Es war fast so wie beim Eingang auf dem Friedhof.

Noch wenige Schritte, dann hatte Suko den Ausgang erreicht. Er wollte die Zweige zur Seite schieben, als in seinem Hirn ein Warnsignal auf jaulte.

Den Grund wußte er nicht, es war einfach da. Suko war es gewohnt, darauf zu hören.

Er bugsierte die trennenden Zweige nicht zur Seite. Dafür schob er sich etwas zurück und tastete gleichzeitig nach seiner Beretta.

In diesem Augenblick geschah es. Blitzschnell verdunkelte sich der Ausgang, klaffte dann auf, und etwas rammte mit ungeheuer starker Wucht hindurch.

Es war breit, es glänzte, es war eine mörderische Mordwaffe.

Das Blatt eines Spatens!

***

Reflex, Können und Glück retteten Suko davor, möglicherweise tödlich getroffen zu werden. Er hatte sich nach hinten und gleichzeitig zur Seite geworfen, drückte sich tief gegen den schmutzigen Boden und hörte über sich den dumpfen Einschlag, als das blanke Spatenblatt rechts in die Tunnelwand rammte.

Zwischen seinem Kopf und dem Spatenblatt hätte keine Hand mehr gepaßt, so schmal war die Lücke geworden.

Sofort zog Suko die Beine an. Er rechnete mit einem Nachfolgen des Ghouls. Als die Füße jedoch vorschnellten, trafen sie kein Ziel.

Der Ghoul hielt sich zurück.

Suko schob sich unter dem Spaten hinweg und nahm ihn als Waffe. Das Blatt besaß genügend Schärfe, um die hinderlichen Zweige vor dem Ausgang zerhacken zu können. Viermal schlug Suko kräftig zu, dann war der Weg für ihn frei.

Den Spaten behielt er in der linken Hand, mit der rechten zog er die Beretta.

Die Sicht war frei. Suko hatte eigentlich nicht darüber nachgedacht, wo er die Unterwelt wieder verlassen würde. Er war allerdings überrascht, daß er sich in einem Garten wiederfand, der ziemlich verwildert aussah und wo das Unkraut sehr hoch wuchs und sich mit wild wachsenden Büschen und Sträuchern vereinigte.

Bevor er seinen Kopf aus der Öffnung streckte, schaute er sich behutsam um.

Der Ghoul war nicht zu sehen, allerdings nahm er seinen widerlichen Geruch wahr, wenn auch nicht so intensiv wie in dem Tunnel.

Den Friedhof jedenfalls hatte er hinter sich gelassen. Er holte noch einmal tief Luft, gab sich selbst einen harten Stoß und schnellte aus der Öffnung.

Suko streckte seinen Körper, gleichzeitig bewegte er den Kopf, um so viel wie möglich sehen zu können, fand Halt auf dem Grasboden und drehte sich auf der Stelle.

Wie ein Schatten huschte etwas Dunkles durch sein Blickfeld. Es war die Fassade eines Hauses, aber er sah auch ihn.

Der Ghoul hatte sich verdeckt gehalten und Deckung hinter blühenden Büschen gefunden.

Auf einmal war er da.

Ob er angreifen oder verschwinden wollte, war für Suko nicht so genau festzustellen. Jedenfalls reagierte der Inspektor gedankenschnell. Er hob den linken Arm und benutzte den Spaten als Waffe.

Der Ghoul war zu ungelenk, um ausweichen zu können. Das Spatenblatt, das eigentlich Suko hatte töten sollen, erwischte ihn voll. Es drang tief in die schleimige Masse an seiner rechten Hüfte und verschwand bis zum Griff.

Der Wucht des Einstichs hatte selbst eine Kreatur, wie der Ghoul sie war, nichts entgegenzusetzen. Mit einer plumpen Bewegung fiel er um. Es sah so aus, als wollte er seinen Körper auf dem Rasen verteilen.

Mit gezogener Waffe lief Suko auf ihn zu. Unterwegs überlegte er es sich anders. Ein Schuß wäre zu verräterisch gewesen, er mußte den Ghoul mit einer anderen Waffe attackieren.

Deshalb vertauschte er die Pistole mit der Dämonenpeitsche.

Während sich der Ghoul aufrichtete und mit seinen scharfen Krallenhänden den Spatengriff umklammerte, um die Waffe aus seinem Körper zu ziehen, schlug Suko beim Laufen und mit der Peitsche einmal einen Kreis über den Boden.

Drei Riemen rutschten hervor und verschwanden mit ihrem unteren Drittel im hohen Gras.

Mit einem letzten Ruck riß der Ghoul den Spaten aus seinem Körper. Einige Tropfen flogen noch hinterher. Zum erstenmal konnte Suko das Gesicht der Bestie aus der Nähe sehen.

Es sah aus wie ein Stück Teig, in das jemand ein breites Maul mit stahlstiftartigen Zähnen hineingerammt hatte. Augen entdeckte er nicht. Über sie hatte sich die Masse geschoben.

Der Ghoul versuchte es abermals. Er hielt den Spaten mit beiden Händen fest, wollte zuschlagen, als Suko ausgeholt hatte und den Arm langmachte.

Drei Riemen bildeten die Verlängerung der Dämonenpeitsche, und sie erwischten den Leichenfresser voll.

Suko hörte das Klatschen, als die Riemen auf die Masse trafen und sich regelrecht hineinschnitten. Etwas zischte auf, aus den tiefen Gräben quoll Dampf. Der Spaten rutschte dem stinkenden Dämon aus den Klauen und blieb im hohen Gras liegen.

Der Ghoul selbst kippte. Er gab dabei Geräusche ab, die sich anhörten wie das Pfeifen eines alten Dampfkessels. In seinem unförmigen Gesicht erschien eine Öffnung, aus der grüngrauer Qualm hervorkroch und eklig roch. Gleichzeitig sackte die Gestalt zusammen und verkleinerte sich, als hätte sie von außen Druck bekommen.

Die Feuchtigkeit verschwand. Ein leises Knistern erklang, als die weiche, gallertartige Masse kristallisierte und sich so veränderte, daß sie aussah wie grüngelb gefärbtes Glas.

Da Suko sich in dem Garten relativ sicher fühlte, schaute er zu, wie der Ghoul verging.

Was blieb zurück?

Wie immer diese kristalline Schimmelmasse. Ein breiter Fleck auf dem Boden, der noch mehr zerknirschte, als Suko einen Fuß darauf stellte und das Zeug mit der Sohle verrieb.

Geschafft!

Auch wenn er schwerere Fälle gelöst hatte, so blieb bei ihm noch immer ein Gefühl des Triumphs zurück. Gerade bei einem Ghoul war er froh, ihn erledigt zu haben.

War es nur der eine, oder lauerte noch eine weitere Gefahr? Suko schaute sich in dem Garten um. Die Büsche und Sträucher gaben genügend Schutz. Er ging hin, hob den Spaten auf und schlug sich damit einen Weg.

Nein, der Ghoul war der einzige gewesen.

Es schien kaum noch die Sonne. Wolken waren von den Bergen hergekommen und hatten sie verdeckt. Als breite Bank trieben sie der Stadt entgegen und brachten eine nahezu widerliche Schwüle mit. Das roch nach einem Sommergewitter.

Ebenso düster wie der Himmel zeigte sich die Rückseite des Hauses. Suko war fest davon überzeugt, daß er in dem Garten des Gasthauses zur Hölle gelandet war.

Er sah auch eine Hintertür, zu der eine Treppe hochführte, flankiert von einer Art Rampe, wo Abfalltonnen und leere Getränkekisten standen.

Das Mauerwerk bestand aus Steinen der unterschiedlichsten Größen. Mörtel hielt sie zusammen. Eine glatte Fassade hatte nie entstehen können. Einige Steine standen vor, andere wiederum waren zurückgebaut. So umrahmten sie auch die ziemlich kleinen Fenster, vor denen kleine Blumenkästen standen, im Gegensatz zu den Fensterbänken in der Stadt.

In der unteren Etage zählte der Inspektor drei viereckige Fenster, in der ersten zwei und unter dem Dach noch eins, das wie eine Luke wirkte.

In den Öffnungen schimmerten die dunklen Scheiben. Ob das Glas geputzt werden mußte oder ob es von Natur aus so dunkel war, konnte Suko nicht feststellen.

Über die Treppe schritt er der Haustür entgegen, die leider abgeschlossen war.

Beim zweiten Versuch und beim Andrücken, schwang die Tür plötzlich auf. Das schleifende Geräusch gefiel Suko überhaupt nicht, es erklang ihm viel zu laut, aber es übertönte keinesfalls die murmelnden Stimmen, die durch den Raum schwangen.

Woher sie kamen, konnte Suko nicht feststellen, jedenfalls tiefer aus dem Bau. Die Wände rochen nach Ölfarbe. Zwei alte Eimer bildeten Stolperfallen, die Suko geschickt überschritt.

Am Ende des Ganges stand er in einem kleinen, viereckigen Flur.

Links bewegte sich eine Schwingtür. Dort lag die Küche. Ein Schild wies darauf hin.

Zu den hinter ihm liegenden Toiletten wollte Suko nicht. Ihn interessierte die Gaststube.

Er legte behutsam eine Hand auf die Klinke. Der Stimmenwirrwarr war nicht verstummt. Manchmal hörte er ein lautes Wort oder ein kratziges Lachen.

Sehr langsam drückte er die Klinke nach unten. Vor ihm verbreiterte sich der geschaffene Spalt und ermöglichte ihm einen Blick in den großen Schankraum.

Groß war er tatsächlich und fast quadratisch. Links lag die lange, wuchtige Theke mit einem starken Anbau an der Wand. Die Tische

und Stühle verteilten sich in der Raummitte und standen auf Holzbohlen, mit denen der Fußboden ausgelegt war.

Gäste waren vorhanden.

Suko hatte sie schon einmal gesehen. Keiner von ihnen war nach Hause gegangen, um sich umzuziehen. Die hier Versammelten trugen noch immer ihre schwarze Kleidung.

Blitzschnell suchte der Inspektor den Raum ab. Ihm fiel sofort auf, daß er zwei Personen vermißte.

Es waren Jorge und Jacques, die beiden Anführer!

Ansonsten ließ es sich die Trauergesellschaft gutgehen. Man trank, man aß, man hatte Spaß.

Den wollte ihnen Suko verderben.

Er schob die Tür so weit auf, daß er hindurchgehen konnte, und er fragte mit nicht allzu lauter Stimme: »Darf ich mitfeiern, meine Herrschaften…?«

***

Abrupt verstummten die Gespräche. Die nach Sukos Worten eintretende Stille wirkte schon beängstigend. Hände, die Henkel von Bierkrügen umklammert hielten, gefroren zu Eis. Manche hatten sich auch geduckt, als erwarteten sie irgendwelche Schläge aus dem Unsichtbaren. Niemand rührte sich. Es war auch niemand da, der sich drehte, um zur Tür zu schauen.

Suko blieb nicht an der Tür stehen. Er ging tiefer in den Raum hinein. Jeder Schritt hinterließ auf dem Bohlenboden ein Echo. Die dumpfen Laute klangen bis in die letzte Ecke des großen Raumes.

Der Inspektor hatte eine bestimmte Richtung gewählt. Er ging auf die lange Theke zu, wo er stehenblieb und sich mit dem Rücken gegen den Handlauf lehnte. Es war nur ein kleiner Vergleich im Vergleich zur Thekengröße, aber er reichte Suko aus, denn von dieser Stelle besaß er den besten Überblick.

Niemand stand hinter ihm, er schaute auf die meisten Rücken der Trauergäste.

Seine Stimme durchbrach die Stille. »Wie heißt es so schön? Das Fell des Toten versaufen, auch Reueessen. Ich habe es noch nie erlebt. Das ist für mich eine neue Erfahrung, wirklich. Nur vermisse ich zwei Personen. Kann mir jemand sagen, wo ich Jorge und Jacques finde?«

Niemand gab ihm Antwort.

Einer der Männer nur holte tief Atem, danach räusperte er sich, mehr tat er nicht.

Suko schaute sich derweil um. Weshalb der Gasthof den Beinamen »Zur Hölle« bekommen hatte, konnte er nicht herausfinden. Die Einrichtung war völlig normal. Tische, Bänke, Stühle, die getäfelten Wände, wo das Holz schon stark nachgedunkelt war, das alles kam

ihm nicht vor wie eine nachgemachte Hölle.

Bis eben auf die Trauergäste.

Sie wirkten schon ungewöhnlich.

Gar nicht wie Menschen, die einen guten Bekannten zu Grabe getragen hatten und noch über ihn und sein Leben sprechen wollten.

Wie sie da hockten, erinnerten sie Suko eher an eine Versammlung, bei der jeder einzelne darauf wartet, daß etwas geschah, wobei man eingreifen konnte.

Ob Mann oder Frau, jeder starrte Suko finster an, keiner war bereit, ihm eine Antwort zu geben.

Der Inspektor nickte. »Ich sehe schon, ich habe es hier mit einer stummen Menge zu tun. Hat euch mein Auftauchen die Sprache verschlagen?« Er lachte auf. »Wißt ihr, mein Freund und ich sind extra wegen der leider viel zu früh verstorbenen Gertrud Moser nach Salzburg gefahren, um ihr die letzte Ehre zu erweisen. Beim Begräbnis sind wir leider zu spät gekommen, hier jedoch möchten wir gern mitmischen. Sollten euch meine Kleidung und mein Geruch stören, so kann ich euch sagen, daß ich einen Ghoul verfolgt habe. Der Weg war leider etwas beschwerlich, unter Tage ist es stets anders als oberhalb. Nichts desto trotz, ihr braucht keine Angst davor zu haben, daß der Ghoul auch etwas essen möchte. Es gibt ihn nicht mehr. Soweit meine Rede. Jetzt will ich wissen, wo sich Jorge und Jacques befinden?«

Sie schwiegen ihn an.

Suko ließ sich nicht anmerken, daß er sich ärgerte. Er nickte. Ob das Zeichen den anderen oder nur ihm selbst galt, war nicht herauszufinden, aber mit einem kurzen Ruck stieß er sich von der Theke ab und schritt auf den ihn am nächsten stehenden Tisch zu, wo zwei Personen hockten. Es waren Frauen. Eine ungefähr fünfzig, die andere konnte vom Alter her ihre Tochter sein.

Suko sprach die Ältere an. »Wollen Sie mir nicht eine Antwort geben, gnädige Frau?«

Die Person hob den Kopf. Kalte Augen starrten den Inspektor an.

Es war ein harter, ablehnender Blick.

»Nun?«

Die Frau bewegte ihren Mund. Die dünnen Lippen zogen sich dabei zusammen, und plötzlich spuckte sie Suko an.

Blitzschnell wich der Inspektor aus. Der Speichel fehlte, auf dem Boden hinterließ er einen Fleck.

Suko schüttelte den Kopf. »Begrüßen Sie Ihre Gäste immer so?«

»Hau ab!«

»Ah, Sie können reden.«

»Ja, ich rede.«

»Und weiter?«

»Dich brauchen wir nicht, dich wollen wir nicht!« zischte die Frau.

»Wir haben längst einen anderen. Und jetzt verschwinde!« schrie sie, riß die Augen auf und zeigte ihre Krallen.

Suko dachte nicht daran, der Aufforderung Folge zu leisten. Allerdings war er für die Gäste gestorben. Sie kümmerten sich nicht um ihn, aßen und tranken weiter.

Auf den Tellern sah Suko die einheimischen Gerichte. Knödel, Schweinsbraten, Krautsalat. Dazu wurde Bier aus großen Krügen getrunken. Er ging weiter, passierte einen Tisch nach dem anderen, schaute auf die Köpfe der dort hockenden Gäste und bekam noch soeben mit, wie jemand zusammenzuckte, sich auf dem Stuhl drehte und eine Hand in seine Richtung stieß. Nicht allein die Hand, auch die Gabel zwischen den Fingern.

Sie wäre in Sukos Oberschenkel gerast, doch blitzschnell drehte der Inspektor ab. Sein Arm fiel nach unten. Mit einem sicheren Griff umschlang er das Gelenk, ein Ruck, und der Gabelstecher verlor das Gleichgewicht.

Er kippte vom Stuhl und prallte bäuchlings auf die harten Holzbohlen, wo er sich zur Seite wälzte, weil Suko an seinem Arm gezogen hatte und das Gelenk drehte.

»Laß die verdammte Gabel fallen, Junge!«

Der Mann ächzte auf und gehorchte. Suko trat sie platt und zerrte den Kerl in die Höhe.

Er sah aus wie einer der Bauernburschen aus der ländlichen Umgebung der Stadt, war kräftig gebaut. Sein Gesicht zeigte eine gesunde Farbe, die Augen funkelten kalt, nur gegen Sukos Griff kam er nicht an. Der hielt das Gelenk wie eine Klammer.

»Weshalb hast du das getan? Rede – weshalb wolltest du mir die Gabel in den Oberschenkel rammen?«

»Eine Warnung, nur eine Warnung!«

»Und wovor?«

»Ich will nicht, daß du hier bist. Du sollst verschwinden. Wir brauchen dich nicht.«

»Aber den anderen – oder?«

»Ja, Sinclair.«

»Weshalb?« fragte Suko.

Vor der Antwort verzerrte sich das Gesicht des Burschen. »Er soll büßen, ja, er soll büßen.«

»Ein Fremder?« fragte Suko spöttisch.

»So fremd ist er nicht. Er ist uns allen irgendwie bekannt. Er ist ein Feind.«

»Von euch?« Suko lachte dem Kerl ins Gesicht. »Sei doch nicht so dumm. Er kennt euch nicht.«

»Aber wir ihn. Wir haben noch eine Rechnung offen.«

»Das verstehe ich nicht. Du solltest mal deutlicher werden, Freund.

Oder hat dich dieses komische Gasthaus hier derart beeinflußt, daß du alles vergessen hast?«

»Ich habe nichts vergessen, gar nichts.« Er drehte den Kopf zur Seite, zum Zeichen, daß er mit dem Inspektor nichts mehr zu tun haben wollte. Suko ließ den Mann los und gab ihm gleichzeitig soviel Schwung, daß er bis zu seinem Stuhl zurücktaumelte, auf die Sitzfläche fiel und durch eine ungeschickte Bewegung einen Bierkrug vom Tisch räumte. Das Gefäß zerplatzte auf dem Boden. Die Scherben verteilten sich auf mehrere schäumende Bierlachen.

»Denkt nur nicht, daß ihr gewonnen habt!« wandte Suko sich an die übrigen Gäste. »Ich werde erst gehen, wenn ich genau weiß, was hier gespielt wird.«

Aus dem Hintergrund meldete sich ein Mann. Er war schon älter.

Neben ihm auf dem Tisch lag ein schwarzer Hut. Im krassen Gegensatz dazu stand der weiße Vollbart, der seinen Mund und das Kinn wie ein dicker Schaumstreifen umwuchs. »Du wirst deinem Freund nicht helfen können. Er hat den Weg zu uns gefunden, denn es wird der letzte in seinem Leben gewesen sein. Sieh es endlich ein.«

»Was ist mit ihm?«

»Hast du sein Grab gesehen?«

»Ja, das habe ich.«

Der Weißbärtige nickte und fuhr dabei durch sein etwas dunkleres Haar. »Dieses Grab ist für ihn reserviert worden. Jorge und Jacques haben auf ihn gewartet. Wahrscheinlich sind sie jetzt dabei, die Steinplatte zu schließen…«

***

Der Treffer hatte mich buchstäblich von den Beinen gesenst. Vielleicht wäre er noch härter ausgefallen, wenn ich nicht im letzten Augenblick den Kopf etwas gedreht hätte, so hatte ich ihm einen kleinen Teil der Wucht nehmen können, aber die Wirkung war immer noch stark genug gewesen, um mich in das Reich der Bewußtlosigkeit zu schicken, aus dem ich allmählich nur auftauchte.

Es war wie ein Steigen zu unbekannten Sphären hoch. Mit jedem Meter, den ich dabei überwand, ließ ich die Welt der Finsternis zurück und geriet hinein in die normale.

Schmerz meldete sich.

Vom Kinn her strahlte er bis hoch in meine Stirn.

Schmerz zerrte auch an meinen Schultergelenken und Armen. Ein Zeichen dafür, daß mich irgend jemand über den Boden zerrte und irgendwohin schleifte.

Das wußte ich immerhin, aber ich schaffte es leider nicht, etwas dagegen zu unternehmen. Die Schwäche in meinen Gliedern war zu groß und schien aus Blei zu bestehen.

So mußte ich mich zunächst in mein Schicksal ergeben und spürte manchmal, daß etwas Hartes über mein Gesicht kratzte, das mich an lange Fingernägel erinnerte.

Hände waren es bestimmt nicht, eher Zweige oder Dornen, an denen ich vorbeigeschleift wurde.

Daß ich daran überhaupt dachte, war der Beweis, daß mein Erinnerungsvermögen wieder eingesetzt hatte. Irgendwann würde auch meine Kraft zurückkehren und natürlich der Wille, um es den anderen zu zeigen.

Ich nahm den Geruch von Gras, Blüten und auch Erde in mich auf.

Gerade die Erde ließ mich wieder an das Vergangene denken.

Friedhof, Ghoul… die Tote …

Ich stöhnte…

Das Geräusch war gehört worden. »Schneller!« zischte eine Stimme. »Wir müssen es hinter uns bringen.«

Der Druck und der Zug in meinen Armen verstärkte sich. Gleichzeitig meldete sich auch ein starker Schmerz, der mir fast das Wasser in die Augen trieb.

Sie zerrten mich weiter wie einen alten Teppich, und ich öffnete endlich die Augen. Allerdings nur, um sie sofort wieder zu schließen, denn Blätter und Zweige wischten durch mein Gesicht, als wollten sie mir den Schweiß von der Haut putzen.

Spinnweben klebten an meinen Lippen, etwas peitschte über Stirn und Augen hinweg, so ließ ich sie auch weiterhin geschlossen. Bis zu dem Augenblick, als die Kerle, die mich weggeschleift hatten, plötzlich stillstanden und mich losließen.

Ich sackte zusammen und hatte Glück, daß ich den Kopf noch so halten konnte, daß er mit der Hinterseite nicht aufschlug.

Die Kerle ließen meine Arme los, die rechts und links des Körpers zu Boden schlugen.

So blieb ich liegen.

Jetzt öffnete ich die Augen wieder. Ich lag ziemlich günstig, denn mein Blick fiel auf die Innenseite der Friedhofsmauer, das heißt, auf die glatte Fläche, die in Schubkästen aufgeteilt worden war. Nur waren es leider keine Kästen, sondern Grabkammern.

Und auf einer stand mein Name!

Sie war nach wie vor geöffnet. Ich konnte hineinschauen. Das lange Fixieren auf eine Stelle sorgte bei mir für noch stärkere Kopfschmerzen. An die Folgen wollte ich gar nicht denken, zudem hörte ich dicht neben mir Schritte und sah im nächsten Augenblick, wie sich zwei Gesichter von verschiedenen Seiten aus zu mir herabbeugten.

Gesichter und Köpfe. Auf einem wuchsen rötliche Haare, auf dem anderen weißliche.

Jorge und Jacques, die Anführer. Sie hatten sich umgezogen. Jetzt trugen sie kuttenartige Mäntel. Der Rothaarige einen schwarzen, der Weißhaarige einen in gelbbrauner Farbe.

Mein Blick hatte sich noch immer nicht richtig geklärt. So erkannte ich die Gesichter nur verschwommen, denn mir blieb der böse, harte und grausame Ausdruck der Augen nicht verborgen.

Diese Männer wollten meinen Tod. Ich sollte in die Grabkammer geschafft werden und dort elendig ersticken.

Äußerlich trugen sie keine Waffen. Auch ich war leider zu schwach, um an die Beretta zu gelangen. Das heißt, ich spürte ihren Druck nicht mehr. Wahrscheinlich hatte ich sie verloren, sie konnte mir auch abgenommen worden sein.

Sollte ich mich kampflos ergeben?

Alles, nur das nicht. Wenn ich erst einmal in dieser verdammten Grabkammer steckte, war alles vorbei.

Selbst die Witterung schien sich meiner düsteren Stimmung angepaßt zu haben.

Die Sonne war verschwunden. Wolken bildeten ein weites, glattes, graues Tuch. Kühler war es nicht geworden, dafür lastete die Schwüle wie eine dicke Wolke über dem alten Friedhof.

Jacques nickte seinem Kumpan zu. Sie packten beide im gleichen Augenblick zu, rissen mich hoch – und bekamen die Tritte mit.

Ich hatte all meine Kraft – viel war es nicht, zusammengenommen – und die Beine in verschiedene Richtungen geschwungen. Die Schuhe senkten sich in den Stoff der Kutten hinein, sie trafen auch die Körper und stießen die Männer zurück.

Mit dieser plötzlichen Attacke hatten beide nicht gerechnet. Sie taumelten zurück, hielten sich noch auf den Beinen, auch wenn sie zusammenknickten und ihre Hände gegen die Mägen preßten, wo ich sie erwischt hatte.

Ich mußte hoch.

Es war einfach lächerlich. Schwung hatte ich mir gegeben, doch ich kam nur halb auf die Beine. Der letzte Kraftakt hatte mich geschlaucht, Schwindel erwischte mich und machte aus mir und meinen Bewegungen einen lächerlichen Clown.

Einen wollte ich packen. Ausgesucht hatte ich mir den Weißhaarigen, der sich in meiner Nähe aufhielt. Um ihn zu erwischen, mußte ich mich vorwerfen.

Ich fiel auf ihn, als er zurückwich. Dennoch gelang es mir, die ausgestreckten Arme in den Stoff der Kutte zu krallen, ohne ihn jedoch zu Boden stoßen zu können.

Jetzt wehrte er sich.

Beide Hände schlug er in den Jackenstoff meiner Schulter. Es war ein harter Griff. Er schleuderte mich hoch – und zurück.

Durch meine Schwäche war ich leider nicht in der Lage, dem Schwung etwas entgegenzusetzen. Ich ruderte noch verzweifelt mit den Armen, aber da hatte mich der Rothaarige fest in den Klauen. Er bog mir die Arme auf den Rücken, an meinem linken Ohr hörte ich seinen scharfen zischenden Atem und auch die hart gesprochenen Worte. »Du hast keine Chance, dem Tod zu entrinnen. Du nicht.«

Der Weißhaarige kam auf mich zu. Diesmal vorsichtiger. Er rechnete damit, daß ich ein Bein anheben und ihn mit einem Tritt erwischen konnte. Daran war überhaupt nicht zu denken. Im Augenblick war ich froh, keine Schläge einstecken zu müssen.

Jorge blieb vor mir stehen. Erst jetzt entdeckte ich die buschigen Brauen in seinem hageren Gesicht. Sie wirkten wie weiß angestrichene Balken. Darunter lagen die Augen als dunkle Knöpfe tief in den Höhlen.

Blitzartig stieß seine Hand vor und fand zielsicher, was sie gesucht hatte.

Ich war meinen Dolch los, den der Weißhaarige triumphierend in der Rechten hielt. »Das ist er«, flüsterte er, »das ist der Dolch, der zu dem verfluchten Kreuz paßt.«

Ich begriff nicht, was er sagte. Auch die Worte des Rothaarigen gaben mir Rätsel auf. »Dann hat er auch das Kreuz des Hector de Valois und kann für ihn büßen.«

»Ja, genau.«

Der Weißhaarige grinste scharf, als er mich lauernd anschaute.

»Ich werde es dir nehmen, Verdammter. Du wirst für ihn büßen, denn du bist er, und er ist du.«

Ich sah zwar kaum klarer, doch irgendwie schien sich das Garnknäuel zu entwirren.

»Nein, ihr irrt euch. Ich bin nicht Hector de Valois, zum Henker. Ich bin John Sinclair.«

»Der Geisterjäger?« hakte Jacques hinter mir nach.

»Stimmt.«

»Und der Sohn des Lichts?«

»Auch.«

»Dann haben wir dich ja eingefangen. Hector de Valois ist in dir wiedergeboren. Du bist derjenige, der für seine Taten, die wir damals nicht verhindern konnten, büßen muß. Hast du begriffen?«

»Nein.«

Vor mir spielte Jorge mit dem Silberdolch. Die Klinge zuckte verdächtig auf mich zu, wurde zum Glück wieder zurückgezogen.

Dennoch gefiel mir das Spielchen nicht.

»Hector de Valois hat vor über zweihundert Jahren gelebt. Was soll der Vergleich mit ihm?«

»Es steht noch eine Rechnung offen.«

»Die ich bezahlen soll.«

»Sicher!« zischte Jacques in mein Ohr. »Er hat uns damals betrogen. Er hat Schätze, die ihm nicht gehörten, an sich genommen und sie weggeschafft. Templergold wurde über den Atlantik geschafft an die fernen Küsten Amerikas. Es war hier versteckt, es gehörte unserer Gemeinde, aber de Valois stahl es uns.«

»Da hatte er bestimmt einen Grund.«

»Um sich zu bereichern.«

»Dann hätte er es nicht fortgeschafft!«

»Hör auf zu reden, verdammt! Du wirst an seiner Stelle büßen. Wir haben ihm den Tod geschworen. Er hätte damals in dieser Grabkammer liegen sollen. Sie war für ihn vorbereitet worden, nun wirst du deinen Platz dort finden.«

Verflixt, das sah nicht gut aus. Die beiden Kerle besaßen Bärenkräfte, und noch immer wußte ich nicht, wer sie genau waren. Möglicherweise vertraten sie die Baphometh-Seite des Templer-Ordens in der Stadt Salzburg, also dienten sie auch diesem Dämon, obwohl sie über mein Kreuz gesprochen hatten.

Hinzu kam noch der Ghoul. Ich wußte ebenfalls nicht, welche Rolle er gespielt hatte.

Der Weißhaarige begann damit, mein Hemd aufzuknöpfen. Allein sein Grinsen auf den Lippen brachte mich in Rage.

Dann sah er das Kreuz.

Seine Augen leuchteten. »Er hat es!« keuchte er. »Dieser Mann hat das Kreuz. Es ist der Sohn des Lichts, den wir im Dunkel der Kammer begraben werden.«

Reagierte der Talisman?

Ich hoffte es, doch ich spürte kein Gefühl der Wärme auf meiner Brust. Nur den blanken Schweiß.

Jorge griff nach dem Kreuz. Er nahm es mir noch nicht ab, sondern ließ es auf der Handfläche liegen. »Alle Zeichen sind vorhanden«, flüsterte er, »auch der Stern in der Mitte. Wir sind richtig. Wir werden mächtig werden.«

»Dann nimm es ihm ab.«

Das tat der Weißhaarige nur zu gern. Gleichzeitig verstärkte Jacques hinter mir seinen Griff. Er hatte mir die Arme so weit zurückgebogen, daß die Gelenke brannten.

Sekunden später war ich mein Kreuz los. Es befand sich in Jorges Besitz, der es triumphierend vor meinem Gesicht schwenkte.

In mir flammte eine ungeheure Wut auf. Diese verdammten Kerle hatten es tatsächlich geschafft, mich fertigzumachen. Sie würden mir auch noch den Rest geben, wenn ich es zuließ.

Aus der Wut wurde eine Flamme, die ich nicht mehr zügeln konnte. Das ging über meine Beherrschung. Ich schrie dem Mann, der mein

Kreuz hielt, die Aktivierungsformel entgegen.
»Terra pestem teneto – salus hic maneto!«

***

Ich war der Träger des Kreuzes, der Sohn des Lichts, und ich brauchte vor dieser »Waffe« keine Furcht zu haben. Wie sie nach dem Sprechen der Formel auch reagierte, gegen mich hatte sich das Kreuz niemals zuvor gestellt.

Allerdings konnte ich seine Handlungen auch nicht unter Kontrolle halten oder voraussehen. Meist flammte es auf, wurde zu einem grellen Lichtblitz, der alle Dunkelheit an sich riß oder sie vertrieb.

Damit rechnete ich in diesem Augenblick dann auch, doch ich erlag einer Täuschung. Ebenso wie der weißhaarige Jorge, der das Kreuz hielt.

Es drehte sich.

Der reine Wahnsinn. Ich hörte sein Heulen, als es die Luft durchschnitt und dabei dermaßen schnell wurde, daß es um die Hand des Mannes einen Kreis bildete.

Das gleißenden Licht hielt sich zurück, statt dessen hatte mein Kreuz eine rote Farbe angenommen, deren intensives Zentrum sich genau in der Mitte befand, wo sich auch die Balken trafen.

Der Kreis raste wie irrsinnig. Hinter ihm verschwand Jorges Gesicht. Der Mann, der mich festhielt, war von dieser Reaktion ebenfalls völlig überrascht worden.

Ich hörte ihn schreien. Daß er das dicht an meinem Ohr tat, gefiel mir nicht.

Noch immer angeschlagen, versuchte ich, die Gunst der Sekunde zu nutzen und mich loszureißen. Ich taumelte dabei mehr, als daß es mir gelang, mich nach vorn zu werfen, aber der Griff beider Hände lockerte sich auf unerklärliche Art und Weise.

Ich kam frei – und das Kreuz ebenfalls!

Es löste sich von der Hand des Mannes, als wäre seine Kette gerissen. Als blutrotes Zeichen jagte es über den Friedhof hinweg. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein, weil ich Furcht davor hatte, von ihm im Gesicht getroffen zu werden.

Doch es wirbelte vorbei, war außer Kontrolle geraten, auch ich konnte es nicht mehr zurückhalten, da es seinen eigenen Weg gehen wollte. Und es hatte ein Ziel.

Noch immer in der geduckten Haltung stehend, bekam ich mit, wie es auf die offene Grabkammer zujagte. Es flog in einer rasenden Geschwindigkeit, tauchte hinein und hämmerte nicht gegen die Rückwand, sondern unterbrach schlagartig seinen Flug.

Für die Dauer eines Herzschlags blieb es über dem Boden der Grabkammer stehen, dann fiel es nach unten und blieb liegen, als

wäre nichts geschehen.

Weder Jorge, Jacques noch ich begriffen etwas von den außergewöhnlichen Vorgängen. Ich konnte den Weißhaarigen sehen, der auf sein Handgelenk starrte, wo die Silberkette tiefe Spuren in seiner Haut hinterlassen hatte. Die Mundwinkel zuckten, er holte dabei tief Luft und strich auch durch sein Gesicht. Sein Gesicht war grau geworden, er drehte sich langsam und deutete auf die offene Grabkammer.

Ich sah nichts Besonderes, mal davon abgesehen, daß mein Kreuz dort seinen Platz gefunden hatte.

Aber es tat sich trotzdem etwas. Ein helles und gleichzeitig rötliches Licht verließ die Kammer, um sich ein Ziel auszusuchen, das war ich. Eine Kraft, der ich nichts entgegenzusetzen hatte, erfaßte mich, so daß ich voll in deren Bann stand.

Gleichzeitig erwischte es auch den Dolch, die Beretta war ebenfalls an der Reihe. Beide Waffen konnten nicht mehr gehalten werden, sie schwebten geisterhaft in Kopfhöhe über dem Friedhof und auf die offene Grabkammer zu.

Da konnte ich nur noch staunen. Auch das Gefühl verwandelte sich sehr bald in eines der Angst, da ich ebenfalls in den Bann hineingeriet.

Bisher hatte ich mit beiden Beinen fest auf dem Untergrund gestanden, bis ich das Schütteln spürte und gleichzeitig damit etwas in mein Inneres hineindrang, das mich völlig ausfüllte und mir die eigene Kraft kurzerhand nahm.

Ich verlor den Kontakt mit dem Untergrund und schwebte plötzlich davon.

Es war fast unfaßbar. Bevor ich leicht angehoben wurde, erkannte ich die beiden Männer, die dastanden und vor Staunen ihre Mäuler nicht mehr zubekamen.

Damit hatten auch sie nicht gerechnet…

Die Kraft des Kreuzes hatte mich übernommen und sorgte auch dafür, daß ich dirigiert wurde. Es hatte keinen Sinn, sich dagegen anzustemmen, ich war nur ein Spielball und mußte mich der Kraft unterwerfen, die von meinem Kreuz ausging.

Bisher hatte ich stets darauf vertraut, denn das Kreuz war sehr oft zu einem letzten Rettungsanker geworden, in diesem Fall jedoch kroch ein Gefühl der Furcht in mir hoch, denn der Weg, den ich schwebte, gefiel mir überhaupt nicht.

Mein Ziel war mit dem des Kreuzes identisch. Ich glitt der Grabkammer entgegen.

Nichts lag darin, bis auf das Kreuz und jetzt auch der Dolch und die Beretta. Ich sollte die Waffen bekommen, ich brauchte sie, sie gehörten mir, das Kreuz wollte nicht, daß sie in die Hände anderer Personen gerieten.

All diese Gedanken schossen mir durch den Kopf, hätten mich eigentlich froh machen sollen. Leider konnte ich mich darüber nicht so recht freuen. Zuviel lag außerhalb meiner Kontrolle, auch wenn ich meinem Kreuz nichts Böses zutraute.

Ich geriet immer näher an die Innenseite der Mauer heran und damit auch an die offene Grabkammer. Je stärker sich die Distanz verringerte, um so größer kam sie mir vor.

Dieses Schweben über dem Boden war eine sehr ungewöhnliche Erfahrung für mich. Ich bekam immer den Eindruck, als würden mich unsichtbare Hände weiterschieben, und auch die beiden Männer griffen nicht ein. Sie zollten der Magie durch Passivität Tribut.

Das Grab hatten sie für mich ausgesucht, quasi als Bestrafung des Hector de Valois. Diesmal brauchten sie es nicht zu tun, die Kraft des Kreuzes zog mich dorthin. Ich stellte mir die Frage, ob das Kreuz es wollte, daß ich lebendig begraben wurde.

Bestimmt nicht, sonst hätte es mich früher nicht so oft aus lebensgefährlichen Situationen gerettet.

Ich versuchte es noch einmal, den Kopf zu drehen, was mir nicht gelang. Die Kraft meines Kreuzes war stärker, und sie sorgte dafür, daß der Blick haargenau auf die offene Grabkammer gerichtet blieb.

Dann schwebte ich hinein. Nicht in einer senkrechten Lage, nein, meine Beine erfaßte an den Füßen eine Kraft, die sich in die Höhe kippte, so daß ich plötzlich waagerecht über dem Boden schwebte.

Dicht vor mir sah ich die breite, rechteckige, kastenförmige Öffnung.

Um dort allerdings hineinzugelangen, mußte ich zuerst gedreht werden.

Die Kraft schob mich herum. Parallel zur Grabkammer lag ich und stellte fest, daß sie ungefähr die gleiche Länge besaß wie ich. Ich würde also mühelos hineinpassen.

Dann glitt ich hinein.

Bevor ich den Boden berührte, bewegte ich meine Waffen. Die mächtigen Telekräfte hoben sie an. Mein Kreuz schwebte plötzlich dicht über der Brust. Das gleiche war mit dem Dolch und auch der Beretta geschehen, wobei letztgenannte sich in die Scheide und auch in die Halfter schoben, wo sie stecken blieben.

Als diese Vorbereitungen abgeschlossen waren, glitt ich nach unten. Ein kleines Stück nur, dann berührte mein Rücken die untere Steinplatte der Grabkammer.

Steif blieb ich liegen, das Kreuz auf der Brust. Ich versuchte, den Kopf nach links zu drehen, um aus der Grabkammer schauen zu können. Selbst das gelang mir nicht.

Mein Blick blieb nach oben gerichtet und traf die Steinplatte oder Decke über mir.

Sie war ebenso grau und leicht glänzend wie die gesamte Fläche der

Innenmauer. Nichts störte dabei. Kein Insekt, keine Spinnweben, es lief alles glatt.

Bis auf den Schatten.

Zunächst ahnte ich ihn mehr, als daß ich ihn sah. Dann aber merkte ich, wie er sich verdichtete und sich mir sehr gefährlich näherte.

Mein Denkvermögen war nicht ausgeschaltet worden. Daß ich den Schatten überhaupt bemerkte, konnte nur einen Grund haben.

Die Grabplatte hatte sich vom Boden erhoben und schwebte auf die Kammer zu.

Es war kaum zu fassen, in den nächsten Sekunden verdichtete sich die Ahnung zu einer schrecklichen Gewißheit, und ich hörte auch die Stimmen der beiden Männer auf dem Friedhof.

»Er wird sich in seinem eigenen Netz verfangen. Die Magie wird ihn töten…«

Die Stimmen verklangen, ihre Echos prallten an der Steinplatte ab, die noch im gleichen Augenblick sich vor die Lücke schob, wobei ihre Ränder über den anderen Stein kratzten.

Geräusche, die mir an die Nieren gingen. Gleichzeitig verschwand das Licht. Nur mehr aus dünnen Spaltöffnungen sickerte es in mein Gefängnis, auch sie zogen sich zurück, und die Platte saß fest.

Keine Chance mehr für mich!

Absolute Dunkelheit, wie es sich für eine Grabkammer gehörte.

Man hatte das Grab in Salzburg für mich vorgesehen, und dieses Versprechen war eingehalten worden…

***

Suko vereiste, so sehr hatten ihn die Worte des Weißbärtigen getroffen. Gleichzeitig war er innerlich aufgewühlt, denn es ging um seinen besten Freund John Sinclair.

Es wäre nicht das erstemal gewesen, daß man versucht hätte, ihn lebendig zu begraben, und Suko wußte, wie stark der Geisterjäger unter diesen schrecklichen Vorfällen gelitten hatte. Es war für ihn das Schlimmste, das man sich vorstellen konnte.

Zwei, höchstens drei Sekunden beschäftigte sich der Inspektor mit diesen Überlegungen. Dann zog er seine Waffe und richtete sie auf die Trauergäste.

Die Männer und Frauen rührten sich nicht. Auch das Ziehen der Waffe hatte sie nicht aus der Ruhe bringen können, sie kamen Suko lethargisch oder apathisch vor. Eine Beretta beeindruckte sie nicht.

Suko konzentrierte sich auf den Weißbärtigen. Mit der Mündung winkte er ihm zu. »Stehen Sie auf!«

»Und dann?«

»Sie sollen aufstehen!«

Der Weißbärtige erhob sich mit schwerfällig wirkenden Bewegungen.

Es war ihm anzusehen, daß ihm dies überhaupt nicht paßte. Als er stand, griff er nach seinem Hut und setzte ihn mit einer genau abgezirkelten Bewegung auf den Kopf.

Dadurch wirkte er verändert. Wie ein alter Prophet irgendeiner Sekte.

»Wie heißen Sie?«

»Sagen Sie Franz.«

»Gut, Franz!« Suko schob sich näher. »Sie scheinen ja etwas mehr zu wissen – oder?«

Der Weißbärtige nickte. »Wir alle wissen Bescheid, nur ich habe es ausgesprochen. Wir haben das Grab für ihn gekauft. Es war nicht einfach, eine Stätte für einen Fremden zu besorgen, aber wir haben es geschafft.«

»Weshalb?«

»Wir mußten ihn bestrafen für die Taten der Vergangenheit.«

Suko war irritiert. »John Sinclair hat nie etwas mit dieser Stadt zu tun gehabt.«

»Das kann sein.« Der Weißbärtige faltete die Hände, als wollte er beten. »Er vielleicht nicht«, wiederholte er sich und redete mit einer sehr tiefen Stimme weiter. »Aber er hat schon einmal gelebt, wie wir erfahren konnten.«

»Nicht nur das. Mehrere Male.«

Der Weißbärtige nickte. »Das ist uns neu. Wichtig ist ein Mann namens Hector de Valois. Er hat damals das Gold der Templer hier versteckt und es uns genommen.«

»Was?«

»Wußtest du davon nichts?«

»Nein, in der Tat nicht. Hector de Valois war ein Templer. Wenn er Templer-Gold besaß, dann hat es ihm auch gehört.«

»Irrtum. Es gehörte uns. Wir haben das Gold für ihn in Verwahrung genommen.«

»Und wolltet es behalten.«

»Ja, als Lohn. Es reichte, daß er mit dem Leben davongekommen ist.«

»Dann hat euch das Gold verändert«, stellte Suko fest. »Ihr seid unter seinen verdammten Einfluß geraten, unter den des Bösen. Das Gold ist für die Menschheit ein Fluch. Aber ihr habt damals nicht gelebt. Es waren andere Menschen, eure Vorfahren möglicherweise. Weshalb mischt ihr euch jetzt…«

»Wir wollen es zurückhaben. Wir wissen, daß es noch existiert. Man wird uns das Versteck sagen.«

»John Sinclair etwa?«

»Ja, er muß es wissen. Er und Hector de Valois sind seelenverwandt. Von ihm wird er Auskunft bekommen.«

»Wie schön für euch. Dann dürft ihr John Sinclair nur nicht in eine

Grabkammer stecken.«

»Es ist ein besonderes Grab, deshalb haben wir es für ihn ausgesucht. Du kannst ihm nicht helfen. Er hat sein Schicksal ertragen. Es ist sein Pech, daß er und Hector de Valois dermaßen seelenverwandt sind. Es hätte auch einen anderen treffen können. Dieser Gasthof ist für uns zu einem Treffpunkt geworden…«

»Und auch zu einer Stätte des Todes, wie? Ich denke da an die junge, die starb.«

»Das mußte sie. Gertrud Moser war keine von uns. Sie mußte als Lockvogel dienen. Wir haben sie ausgesucht.«

»Wer tötete sie?« Suko wollte jetzt alles wissen, wenn er schon einmal dabei war. Er hatte den Ghoul natürlich in Verdacht, brauchte noch Gewißheit.

»Ein altes, hungriges Geschöpf, das hier lebte.«

»Der Ghoul.«

»Ja. Er hauste schon damals in der Nähe.«

Suko nickte. »Jetzt existiert er nicht mehr. Er ist ausgetrocknet. Aber wir beide, Franz, werden uns auf den Weg zum Friedhof machen, denn ich habe es nicht gern, wenn mein bester Freund in eine Grabkammer gesperrt wird, wo er vermodern soll.«

»Es ist eine besondere Kammer. Schon Hector de Valois kannte sie, denn er hat sie ausgesucht. Sie diente ihm als Versteck für das Gold, das wir uns wiederholen wollen.«

»Wobei ihr das Versteck nicht kennt.«

»Nein, doch Sinclair wird es uns sagen. Wir sind davon überzeugt. Er und de Valois…«

»Kannst du mir sagen, woher du wußtest, daß die beiden zusammengehören?« fragte Suko.

»Wir bekamen Nachricht, denn wir haben den alten Templer-Orden nicht sterben lassen. Mit dem Gold werden wir unsere Macht festigen und einen neuen Orden der Templer einrichten. Von Salzburg aus werden wir unsere Lehren über das Land hin verbreiten…«

»Wessen Lehren? Die des Baphomet?«

»Ja, denn er ist unser Beschützer. Sein Blut fließt in unseren Adern. Dieser Treffpunkt ist ihm geweiht. Das Gasthaus zur Hölle hat seinen Namen nicht ohne Grund bekommen, und es liegt dem Friedhof genau gegenüber.«

»Danke für das Stichwort«, sagte Suko. »Wir werden dem Friedhof jetzt einen Besuch abstatten.« Er hob die Waffe an. »Ich will dir noch sagen, daß diese Pistole mit geweihten Silberkugeln geladen ist. Gegen sie sind manch dämonische Geschöpfe machtlos, Menschen übrigens auch. Also, versuche erst keinen Widerstand.«

Franz hob die Augenbrauen. Daß er lächelte, war wegen des dichten Bartes kaum zu erkennen. Trotz der auf ihn gerichteten Waffe zeigte

er keine Furcht.
Eine Frauenhand berührte ihn und hielt ihn fest. »Nein, laß mich«, sagte er. »Wir sind die Gewinner. Jorge und Jacques werden alles getan haben, um uns die nötige Macht zu geben. Die anderen können nicht gewinnen.« Als wäre er der Sieger, so stolz und aufrecht schritt er Suko entgegen. Er brauchte noch zwei Schritte, als es geschah.
Daß Franz stehenblieb, wunderte Suko. Daß er sich jedoch veränderte, überraschte ihn.
Urplötzlich drang ein Röcheln aus seinem Mund, verbunden mit erstickten Lauten, als hätte man ihm Papier in die Kehle gestopft.
Die Augen weiteten sich, seine Haut nahm eine dunkelblaue Färbung an, durch die Gestalt lief ein Zittern, und er kippte langsam nach links, wobei es ihm noch gelang, sich mit einer Hand auf der Platte des ihm am nächsten stehenden Tisches abzustützen.
Suko wußte, daß dies nicht gespielt war, denn auch die übrigen Trauergäste veränderten sich, was die Farbe ihrer Haut anging. Der normale Teint verschwand, die Haut nahm einen dunklen, bläulichen Schimmer an, wobei die Augen ungewöhnlich hell wirkten und einen harten Kontrast bildeten.
Welches Ereignis diesen unheimlichen Vorgang ausgelöst hatte, darüber konnte Suko nichts sagen. Er mußte es hinnehmen und froh sein, daß es ihn nicht erwischt hatte.
Die Trauergemeinde blieb auf den Stühlen hocken. Manche zuckten zwar zusammen, keiner von ihnen kippte jedoch zu Boden.
Auch der Weißbärtige stand noch.
Suko ging zu ihm.
Franz starrte ihn an, Suko gab den Blick zurück. Die Haut mit dem Metallschimmer erzeugte bei ihm ein ungutes Gefühl, das sich noch verstärkte, als er mit der freien Hand die Wange des Mannes berührte.
Sie fühlte sich so kalt an wie die eines Toten, als wäre das Blut zu Eis geworden. Außerdem zeigte sie sich verhärtet, sehr glatt, fast ohne die Poren.
Suko trat zu den anderen. Er untersuchte einige von ihnen und stellte bei den Menschen die gleichen Symptome fest.
Sie standen unter einem Bann…
Franz hatte vorhin den Namen Baphomet erwähnt. Suko wußte über diesen Dämon genau Bescheid. Er war derjenige, dem die Templer huldigten, die auf der Seite des Bösen standen. Im Gasthaus zur Hölle besaß er seinen Platz, die alten Zimmer und Mauern waren mit seiner Magie getränkt. Nur konnte sich Suko die plötzliche Veränderung der Trauergäste nicht erklären. Es mußte möglicherweise mit dem alten Friedhof und dessen Vergangenheit zu tun haben.
Seine Gedanken kehrten zurück zu John Sinclair. Wenn er in der Grabkammer steckte, mußte Suko versuchen, ihn da rauszuholen.

Die Menschen hier waren für ihn unwichtig geworden. Er glaubte auch nicht daran, daß sie sterben würden, denn Baphomets Einfluß war noch nicht derart groß. Zudem hielt sich der Dämon mit den Karfunkelaugen persönlich zurück. Er hatte durch Sinclair und Suko zu viele Niederlagen einstecken müssen.

Der Tür näherte sich Suko rückwärts, ohne die Menschen aus den Augen zu lassen.

Keiner der schwarz gekleideten Gestalten traf Anstalten, ihn zurückzuhalten. Suko erreichte den Gang und lief zur Tür. Mit einem verflucht unguten Gefühl verließ er das Gasthaus zur Hölle…

***

Das Finale der Oper »Aida« kam mir in den Sinn. Dort wurden die Liebenden zum Schluß bei lebendigem Leib eingemauert, um gemeinsam in den Tod zu gehen.

Auch bei mir hatte sich die Grabplatte an der Seite geschlossen, so daß ich mir ähnlich vorkam.

Kein Lichtstreifen drang in mein Gefängnis und unterbrach die absolute Dunkelheit. Es war eine unheimliche Stille, die mich umgab, geschwängert von einer feuchten Luft, die ich beim Einatmen mehr trank, als daß ich sie einatmete.

Erinnerungen stießen in mir hoch. Vor Jahren hatte man mich lebendig begraben. Die Enge des Sargs hatte mich noch oft in meinen Träumen begleitet. Damals hatte ich zum erstenmal erlebt, was es heißt, Todesangst zu haben.

Diese Grabkammer war zwar nicht so eng wie ein Sarg, dennoch auf ihre Art und Weise furchtbar. Ebenso das Gefühl, aus eigener Kraft nicht herauskommen zu können.

Dabei warteten so zahlreiche Aufgaben auf mich. Ich dachte an meine Mutter, die sich noch immer in den Händen des Vampirs Will Mallmann befand. Ich hatte alles versucht, um sie zu befreien, bisher vergeblich. Mallmann war einfach zu hinterlistig und stark gewesen.

Wenn ich jetzt starb, war meine Mutter gewiß verloren. Dieser Gedanke mobilisierte meine Lebenskräfte. Ich mußte versuchen, den Stein nach außen zu stoßen.

Aufrichten konnte ich mich in der Grabkammer nicht, sie war nicht hoch genug. Ich nahm das Kreuz an mich und spürte seine Wärme. Es war also noch aktiviert.

Dann drehte ich mich zur Seite und rutschte gleichzeitig zurück, um die Wand am Rücken zu spüren, die mir den nötigen Halt geben konnte.

Beide Beine winkelte ich zugleich an und drückte sie auch wieder vor, damit ich die Fußsohlen gegen die Innenwand der Grabplatte stemmen konnte.

Im Rücken die Stütze und nach vorn drückend, dabei meine Kräfte sammelnd, drückte ich gegen die Platte.

Zu zweit hatten Suko und ich es geschafft, sie zu lösen. Jetzt mußte es mir allein gelingen.

Es war schwer, es war verdammt schwer. Ich keuchte und geriet ins Schwitzen. Die Luft nahm den säuerlichen Schweißgeruch an, doch meine Mühe war vergebens.

Die Grabplatte rührte sich um keinen Zentimeter. Sie blieb dort, als hätte man sie festgeklebt und angenagelt.

Auch der zweite Versuch brachte mich nicht weiter. Jorge und Jacques hatten genau gewußt, was sie tun mußten, um mich außer Gefecht zu setzen.

Erschöpft und schwer atmend gab ich auf. Wenn ich mich zu sehr anstrengte, verbrauchte ich zuviel Sauerstoff. Das wiederum verkürzte mein Leben.

Also Ruhe finden, den Atem unter Kontrolle bekommen, um dann nachdenken zu können.

Aber worüber?

Gab es denn noch einen Ausweg? Ich hoffte in gewisser Hinsicht auf meinen Freund Suko. Der war bestimmt mißtrauisch geworden, vorausgesetzt, er hatte alle Hindernisse bei seinem Weg überwinden können. Erst einmal war ich auf mich allein gestellt.

Das Kreuz hielt ich auch jetzt fest. Der Druck des Metalls in meiner Hand brachte mich gedanklich wieder auf die Vorgänge zurück, die hinter mit lagen.

Jorge und Jacques hatten mich in das Grab legen wollen. Aber sie hatten es nicht geschafft, dafür gesorgt hatte das Kreuz nach meiner Aktivierung.

Wo lag der Grund?

Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß mir der Talisman negativ gesonnen war, auch wenn ich für Hector de Valois' angebliche Taten büßen sollte.

Nein, hier gab es noch ein anderes Problem, das einer Lösung bedurfte. Welches das war, da konnte ich mir die Antwort nicht geben.

Ich legte mich wieder auf den Rücken, winkelte den Arm an und hielt ihn so, daß ich mein Kreuz anschauen konnte. In der absoluten Finsternis sah ich natürlich nichts, hätte man meinen können, aber das Kreuz veränderte sich.

Der innere Kreis mit dem Pentagramm und den geheimnisvollen Zeichen darum, die etwas mit einer fernen magischen Astrologie zu tun hatten, begann zu glühen.

Es war zunächst nur ein schwaches, geheimnisvolles Leuchten und gleichzeitig ein Licht, das mir Hoffnung gab, als wäre es von dem

Seher persönlich geschaffen worden.

Das Licht blieb nicht konzentriert.

Es fand seinen Weg über meinen Körper hinweg und strahlte gegen die Wände der Grabplatte, wobei Reste auch über die Decke hinwegstrichen.

Ein unheimliches, unerklärliches, magisches Spiel hatte seinen Anfang genommen.

Das Gestein, glatt und fugenlos, erlebte eine Veränderung. Ich hatte es als graue Masse in Erinnerung, der nun eine Veränderung widerfuhr, denn das von meinem Kreuz abgestrahlte Licht verteilte sich darauf, als wäre es damit bestrichen worden.

Der Stein blieb – aber er wurde zu einer »Leinwand«. Diesen Eindruck konnte ich nicht unterdrücken. Eine Leinwand, auf der sich möglicherweise etwas zeigte.

Wie ein Film…

Plötzlich war meine Furcht vergessen. Der Druck verschwand, ich spürte noch in meiner Kehle das leichte Kratzen, mehr nicht. Und aus dem Stein wuchs etwas hervor.

Dreimal das gleiche Bild. Rechts und links an den Wänden und über der Decke.

Dort erschien in dreifacher Ausfertigung immer das gleiche Gesicht. Ein Gesicht, das ich kannte, besonders auffallend wegen des Knebelbarts, der das männliche Aussehen unterstrich. Auf seinem Kopf saß eine Mütze mit einer Feder daran. Sie gab dem Mann ein verwegenes Aussehen und nahm mir die Furcht.

Hector de Valois zeigte sich mir. Ich sah ihn, vielleicht konnte sein in den Steinen sich zeigender Geist auch mich erkennen, jedenfalls sah er so aus, als wollte er mit mir Kontakt aufnehmen.

Die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, und ich hörte seine Worte, die nur in meinem Gehirn erklangen. »Du hast es also geschafft, mein guter Freund.«

Auch ich gab auf diese Art und Weise Antwort. Zunächst mit einem Lachen, dann mit »gesprochenen« Gedanken. »Was heißt schon geschafft? Ich liege hier in einem Grab, in dem ich ersticken und auch vermodern soll. Tut mir leid, Hector, das sehe ich anders.«

»Auch ich kenne das Grab. Ich habe es selbst ausgesucht, als der Friedhof angelegt wurde.«

»Für den Schatz?«

»So ist es.«

»Du wirst dich nicht gezeigt haben, wenn wir keine Zeit hätten. Bitte, noch bekomme ich genügend Luft. Vielleicht kannst du mir erklären, was es mit dem Schatz auf sich hatte.«

»Gern, deshalb bin ich gekommen. Außerdem… aber dazu komme ich später. Du weißt. Ich muß tief in die Vergangenheit zurückgreifen.

Es war vor den Toren der französischen Stadt Clermont, als Papst Urban II. am 18. November zu der versammelten Menge rief: ›Das Heilige Grab ist in den Händen der Heiden. Befreit es! Ewige Paradiesfreuden, Vergebung der Sünden, Schulden und Zinsen sind euer Lohn.‹ Als die begeisterte Menge dies vernahm, rief sie wie mit einer Stimme zurück: ›Gott will es!‹ Und damit, mein Freund John, begann die zweihundertjährige Epoche der Kreuzzüge, die gleichermaßen von geistlichen und weltlichen Motiven bestimmt waren. Glaubenseifer, ritterliche Frömmigkeit, Tatendrang, Abenteuerlust, Gier und Machtstreben. Mehr als eine Million Europäer sollen es gewesen sein, die sich auf den Weg ins Heilige Land machten. Nur jeder zweite erreichte sein Ziel. Die lange Strecke war einfach zu schlimm, zu zahlreich waren die Feinde. Es gab unsagbare Greueltaten, nicht nur von den anderen Völkern begangen, denn die Kreuzzügler mischten ebenfalls kräftig mit und versuchten immer wieder, durch Plünderungen Beute zu machen. Das konnten einige Männer nicht mit ansehen. Im Jahre 1118 schlossen sich im von den Sarazenen befreiten Jerusalem acht französische Ritter unter der Führung von Hugues de Payen zu einem Bündnis zusammen, das sich dem Geleit und Schutz der zum Heiligen Land pilgernden Christen widmen sollte. Das waren die Anfänge der Templer, die sich auch die ›Armen Brüder vom Tempel‹ nannten. Sie wählten den Evangelisten Johannes zum Schutzpatron und sahen sich als Mönche und Soldaten gleichermaßen an. Ich will vieles überspringen, was nicht wichtig ist. Du weißt selbst, daß der Orden immer mächtiger wurde. Er bekam großen Zulauf und war den anderen Orden bald ein Dorn im Auge. Sehr schnell wurden die Anfänge vergessen. Menschliche Habsucht breitete sich aus. Nicht alle Templer waren gut und lebten nach den von den Gründern auferlegten Regeln. Auf welchen Wegen auch immer, sie gelangten jedenfalls zu Reichtum, was den Neid der übrigen Orden forcierte. Zudem unterstanden die Templer allein dem Papst und keiner weltlichen oder anderen geistlichen Gerichtsbarkeit. Es kam, wie es kommen mußte. Am 13. Oktober 1307, den spätere Kirchenhistoriker als den schwärzesten Tag der damaligen Weltgeschichte bezeichneten, wurde der Orden aufgelöst. Philipp der Schöne und Papst Clemens V. sorgten dafür und ließen die Templer jagen, wo sie nur konnten. Unvorstellbare Grausamkeiten, Meuchelmorde, Verrat und Haß, das alles fiel über die Templer her, die glücklicherweise noch gewarnt werden konnten. Viele schafften es, sich in Sicherheit zu bringen. Es begann die Spaltung. Aufrechte Menschen gingen ihren Weg weiter und blieben dem Schwur treu, andere wandten sich Baphomet zu.«

»Ja, das kenne ich, Hector…«

»Ich bin gleich soweit, John. Du weißt, daß die Templer reich waren,

was wiederum der verarmte Staat und auch die übrige Kirche nicht hinnehmen wollte. Die Schätze der Templer sollten aufgeteilt werden. Man fand nicht alle. Es war einigen gelungen, wertvolle Goldfunde außer Landes zu schaffen und sie überall zu verbergen.«

»Auch hier?«

»Nein, sie fuhren über das Wasser in Richtung Westen. Ich hatte viel später einen der Templerschätze entdeckt und suchte ein Versteck. Auf meiner Reise durch Europa fand ich diese Stadt, diesen neu angelegten Friedhof, und verbarg die Truhe in dieser Grabkammer. Ich holte sie später hervor, um sie wegzuschaffen. Sie steht in der Neuen Welt, ich habe mit ihr zusammen die Reise gemacht, aber nicht mehr an Verrat gedacht, denn ich wurde verraten. Auf dem Rückweg kam ich wieder durch Salzburg. Man erinnerte sich an mich, wollte mich gefangennehmen, doch ich schaffte die Flucht. Das Templer-Gold aber war nicht vergessen, besonders nicht von den ehemaligen Brüdern, die den Weg des Bösen gegangen waren. Damals lautete das Gesetz so, daß demjenigen das Gold gehörte, der es auch fand, weil er es sowieso wieder in den Dienst der Gemeinschaft stellen würde. Ich wollte es später tun, deshalb brachte ich es außer Landes. Aber die Zeiten hatten sich geändert, das Gold geriet in Vergessenheit. Ich mußte mich wehren, baute eine neue Gruppe auf und konnte mich nicht mehr um den Schatz kümmern. Jetzt gehört er mir nicht mehr, sondern einem anderen, einem Nachfolger…«

»Mir?«

»Ja, Sohn Sinclair, du bist der Besitzer des Goldes, das auf der Halbinsel vor der amerikanischen Küste liegt.«

»Und wo?«

»Sie hat den Namen Neufundland bekommen. Aber sie ist groß, es hat sich vieles verändert…«

»Das meine ich auch, Hector, deshalb bin ich der Meinung, daß der Schatz ruhig liegenbleiben soll. Ich habe ihn bisher nicht gebraucht und werde ihn auch in der Zukunft nicht benötigen.«

Hector de Valois lachte leise. »Ich habe genau gewußt, daß du so denkst. Wir sind uns eben zu seelenverwandt. Aber du weißt, was dir gehört. Das wollte ich dir noch sagen.«

»Vielleicht komme ich später noch einmal darauf zurück. Vorausgesetzt, ich schaffe es, dieser verdammten Grabkammer zu entkommen.«

»Das Kreuz hat dir den Weg hinein gewiesen, es wird dich auch weiterhin nicht im Stich lassen. Ich wollte nur mit dir reden und dich aufklären.«

»Gut, über die Vergangenheit weiß ich Bescheid. Leider nicht über die Gegenwart. Was ist mit Jorge und Jacques.«

»Es sind zwei Vettern, die geforscht haben. Sie kann man als Verräter

ansehen, denn sie haben den Schutz eines Ordens mißbraucht, um an geheime Dokumente zu gelangen. Sie wußten von mir, sie wußten von dem Gold, sie wußten von dem zweigeteilten Weg der Templer und stellten sich auf die Seite Baphomets, um an das Gold heranzukommen. Er muß es gewesen sein, der ihnen die Informationen über dich gab, und so konnten sie ihre Pläne in die Tat umsetzen. Dieser Ort ist vielen Menschen nicht geheuer, er wurde früher auf einem Gelände errichtet, wo ein Ghoul existierte, aber er ist nur eine Erscheinung am Rande. Wichtig sind der Friedhof und das Gasthaus, in dem Baphomets Geist zu Hause ist. Das mußte ich dir sagen, damit du Bescheid weißt.«

»Sind Jorge und Jacques Menschen oder Dämonen?«

»Menschen, aber beeinflußte. Sie besitzen die Kraft, auch andere Menschen in ihren Bann zu ziehen. Eine junge Frau mußte sterben, um dich zu locken. Die Trauergäste, die ihrer Beerdigung beiwohnten, gehörten tatsächlich zu ihnen. Sie sind ihre Helfer, denn sie haben sich für den Baphomet-Orden entschieden.«

»Wie konnten sie überzeugt werden?«

»Durch das Gasthaus«, erklärte er. »Es atmet den Geist Baphomets. Es gibt dort einen kleinen Raum, in dem er steht, eine Figur, eine Nachbildung nur, denn er traut sich selbst noch nicht zurück, nach den großen Niederlagen. Aber sei vorsichtig, John, es gibt viele Fallen, die im Gasthaus lauern.«

»Danke, Hector.« Das Sprechen fiel mir immer schwerer, weil allmählich die Luft knapp wurde. Zudem war ich schweißnaß, als hätte ich mich geduscht. »Jetzt habe ich nur mehr einen Wunsch. Ich möchte gern hier raus und dem Gasthaus einen Besuch abstatten.«

»Das wirst du auch.« Noch einmal sah ich das Gesicht meines längst verstorbenen Freundes und des Mannes, der ebenfalls das Kreuz besessen hatte. Das Kreuz und den Gral, mit dessen Hilfe ich Baphomet so empfindlich zurückgeschlagen, wenn nicht vernichtet hatte.

Seine Züge verschwammen, als hätte jemand mit einem Lappen darüber hinweggewischt.

Dunkelheit umhüllte mich. Kein Licht drang durch irgendeinen Schlitz in mein Gefängnis. Fast automatisch spürte ich wieder das Gefühl der drückenden dumpfen Furcht, aber ich hörte gleichzeitig das Knirschen und sah, wie die Mitte des Kreuzes aufleuchtete.

Dann bewegte sich die Platte, wie von Geisterhänden geführt, zur Seite…

***

Die Luft war furchtbar schwül geworden und drückte, als wäre sie mit Gewichten versehen.

Suko schaute zum Himmel.

Wolkenschwer und bleigrau präsentierte er sich. Längst lag er nicht mehr so hoch über der Stadt. Er schien auf die Berge und die Häuser niedergefallen zu sein, als wollte er sie irgendwann einmal zerquetschen.

Ebenso grau sah auch das Band der Straße aus, das den Friedhof und das Gasthaus voneinander trennte. Ein breiter Strich, der, von der Stadt kommend, in der Landschaft verschwand.

Wind fegte heran. Steif, böig, irgendwo auch wütend. Ein Beweis, daß sich ein Gewitter näherte.

Suko überquerte die Straße mit normalen Schritten. Obwohl er es eilig hatte, wollte er nicht hetzen. Allerdings nahm er sich nicht die Zeit, erst zum Eingang zu gehen, er kürzte ab und überkletterte die alte Mauer.

Auf dem Gelände des Friedhofs blieb er stehen. Stumm wuchsen vor ihm die Grabsteine und Kreuze hoch. Der Wind bewegte die Blumen und rüttelte an den Blättern, so daß ein geheimnisvolles Rauschen über den Friedhof hinwegfegte, das sich zudem noch anhörte, als hätten sich die Stimmen der Toten vereinigt.

Suko suchte seinen Freund und die beiden Anführer. Er sah keinen von ihnen.

Aber er wußte genau, wo sich das Grab befand, in dem der Geisterjäger seine letzte Ruhestätte finden sollte. Mit großen Schritten eilte der Inspektor über den alten Totenacker, bis er plötzlich von zwei Seiten angesprochen wurde.

»Keinen Schritt weiter!«

Hinter zwei Grabsteinen waren der Weiß- und der Rothaarige hervorgetreten.

Der Wind beutelte ihre langen Mäntel, spielte mit dem Stoff und fegte die Kragen in die Höhe. Die Männer hielten die Arme verschränkt, als wollten sie ihre Oberkörper schützen.

»Wo ist John Sinclair?«

»In seinem Grab!«

»Okay, dann werden wir ihn mal gemeinsam hervorholen!« Suko hatte nicht vor, sich die Butter vom Brot nehmen zu lassen. Er mußte einfach aufs Ganze gehen.

Dagegen hatten beide etwas. Zugleich riefen sie den einen Satz:

»Nein, im Namen Baphomets!« Der Wind trieb ihre Worte über den alten Friedhof, und ebenfalls mit gleicher Bewegung zogen sie etwas aus ihren Ärmeln hervor, das sie bisher dort verborgen hielten.

Zwei gleiche Gegenstände.

Ein kurzer, handlicher Stab, auf dessen Spitze ein Kopf saß, in dessen Gesicht es funkelte.

Karfunkelaugen.

Baphomet!

Rund und trotzdem irgendwie dreieckig das Gesicht. Eine Haut, die aussah wie Fell, eine hohe Stirn, die beiden Augen, die grün, rot und blau zugleich schimmerten, die hohe Stirn und zwei lange, etwas gekrümmte Hörner, die daraus hervorwuchsen. Unterhalb des Kinns umflatterten weiße Barthaare das Gesicht, das tatsächlich ein genaues Abbild des Dämons Baphomet zeigte.

Sie hatten Suko eingekreist und hielten die Stäbe so, daß die vier Karfunkelaugen ihn anstarrten.

»Keinen Schritt wirst du mehr gehen!« flüsterte der Weißhaarige.

»Dieser Friedhof gehört ihm und uns.«

Suko lachte den Mann an. »Glaubst du im Ernst, daß ich vor einem Dämon wie Baphomet Angst habe?«

»Er wird vernichten!«

»Niemals, mein Freund, niemals. Wir sind stärker, wir sind die Mächtigen.«

»Wer ist wir?« schrie der rothaarige Jacques.

»John Sinclair und ich.«

»Ein toter Sinclair.«

»Ich bin sicher, daß er noch lebt, und ich werde zu ihm gehen, ohne daß ihr mich aufhalten könnt.«

Suko setzte seinen Vorsatz augenblicklich in die Tat um, was die beiden überraschte. So gewann er einige Meter Distanz, erst dann griffen die Vettern ein.

Sie hetzten von zwei Seiten auf den Inspektor zu, schrien dabei Beschwörungsformeln, die auf fruchtbaren Boden fielen, denn die Köpfe auf den Stäben glühten auf.

Oder waren es nur die Augen?

Suko jedenfalls hatte die beiden Fetische tatsächlich unterschätzt.

Bevor es ihm gelang, eine der Waffen zu ziehen, spürte er den wuchtigen Anprall der Magie, der ihn in einen selten erlebten Schwindel versetzte und ihn um die eigene Achse drehte.

Er bekam noch mit, wie etwas in seinem Gehirn ausrastete, dann waren die beiden über ihm.

Sie schlugen mit ihren Stäben zu.

Die Köpfe schienen vor Sukos Augen zu explodieren. Er schaffte es noch, zurückzugehen, doch Tritte gegen die Beine schleuderten ihn zu Boden.

Auf den Rücken fiel er, spürte das Gesicht der beiden Männer auf seinem Körper und einen Moment später die Hitze, die gegen sein Gesicht strömte.

»Im Namen Baphomets«, sagten sie zugleich. »Des großen Meisters, der das Licht der Hölle in seinen Augen gefangenhält, werden wir dich blenden, so daß du nie mehr in der Lage sein wirst, noch einmal das

Licht der Sonne zu sehen.«

Es waren schlimme Versprechungen, und Suko tat das einzig richtige. Er schloß die Augen.

Das wiederum gefiel den Männern nicht. Sie griffen in Sukos Gesicht. Ihre Finger quetschten seine Haut, wollten die Augen mit Gewalt öffnen, und Suko konnte sich nicht wehren, weil durch seinen Kopf noch immer der Schwindel raste, der ihn selbst in dieser liegenden Stellung völlig benommen machte.

Sie zerrten ihn hoch.

Wie ein Ohnmächtiger hing der Inspektor zwischen ihnen. Er befahl sich selbst, die Augen geschlossen zu halten und lauschte nur mehr ihren Stimmen nach, die ununterbrochen finstere Beschwörungen sprachen, um die Magie noch zu verstärken.

Dann warfen sie ihn mit dem Rücken gegen einen hohen Grabstein. Ein Platz, wo er geblendet werden sollte. Selbst durch Sukos geschlossene Augen drang das unnatürliche Licht der beiden Karfunkelsteine. Jemand mußte Sand in seine Augen gestreut haben, so sehr kratzte, juckte es und schmerzte es.

Er dachte an das Schicksal des Templerführers Bloch. Auch er war geblendet worden, und Suko wollte nicht, daß ihn das gleiche widerfuhr.

Sie ließen ihn los.

Seine Hände waren frei – und griffen.

Die Finger hatten den Stab kaum berührt, als Suko das eine Wort rief, das ihn retten konnte.

»Topar!«

***

Er öffnete die Augen!

Kein Licht mehr, das ihn blendete, dafür zwei Gestalten, die regungslos vor ihm standen und die beiden Stäbe in den verkrampften Händen hielten.

Dem Inspektor blieben fünf Sekunden. Hatte er es bis dahin nicht geschafft, würden die Augen wieder strahlen und ihn mit ihrer Machtfülle blenden. Er handelte blitzschnell, denn auch das Schwindelgefühl war verschwunden. Suko riß ihnen die Stäbe aus den Fäusten und schleuderte sie fort. Gleichzeitig zog er die Beretta, ging zurück und hatte kaum seinen Platz eingenommen, als die Zeit vorbei war.

Die Vettern bewegten sich wieder und verließen sich auf die Kraft ihrer Waffen.

Sie waren verlassen.

Suko konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als er sah, wie dumm sie plötzlich aus der Wäsche schauten.

»Das ist vorbei«, sagte er, die Pistole hebend. »Diesmal spielt die Musik bei mir.«

Jacques schüttelte den Kopf. »Er kann sie nicht vernichtet haben, nein, das ist nicht möglich. Ein Mensch besitzt diese Kraft nicht. So etwas gibt es nicht.«

»Er vielleicht nicht, aber ich!«

»John…!« Suko schrie meinen Namen und schaute gleichzeitig zu, wie die Vettern knochenbleich wurden …

***

Ich war gut aus dieser verfluchten Grabkammer herausgekommen, hatte einiges von dem mitbekommen, was Suko widerfahren war und hatte auch gesehen, wie er die beiden Stäbe wegschleuderte.

Daß sie dabei in meine Richtung flogen, konnte ich als einen Zufall ansehen, der mir jedoch sehr gelegen kam.

Das Kreuz gegen Baphomet.

Da verlor er immer.

Das Zischen hatte ich noch in den Ohren, als sich die Augen nach der Berührung durch das Kreuz auflösten und sie als staubige, dampfende Masse in die Höhlen zurückfielen.

Es war ein gutes Gefühl für mich. Ich konnte die Stäbe aufheben, auf denen die Köpfe keine mehr waren, nur noch eine ineinandergeschrumpfte Masse, die aussah, als hätte man sie dort festgeklebt.

Wieder einmal war Baphomets Versuch gescheitert.

Mit den beiden Stäben in der Hand näherte ich mich dem Ort des Geschehens. Drei Augenpaare starrten mich an. Zwei davon ungläubig, voller Wut, weil die Männer nichts begriffen. So schauten sie dann zu, wie ich die Stäbe fallen ließ und den Rest der Schädel in die weiche Erde trat, auf der sie als Flecken liegenblieben.

»Das war das Ende eines Anfangs«, erklärte ich ihnen. »Wir haben Baphomet schon zu oft gegenübergestanden. Auch auf diesem Areal hat er keinen Sieg erringen können.«

Jorge und Jacques begannen zu zittern. Sie sahen plötzlich so grau wie Greise aus. Ihr Plan war gescheitert, an uns hatten sie sich übernommen.

»Gut gemacht, John!« lobte Suko und wischte über seine Augen.

»Die hätten mich fast geblendet.«

»Ich hasse Karfunkelsteine«, erwiderte ich.

»Nein!« schrie Jacques. »Sie sind das Zeichen der Sonne. Verstehst du? Das Zeichen der Sonne!«

»Nur bei bestimmten Gruppen, hier nicht.« Ich wechselte das Thema. »Was ist mit dem Gasthaus, Suko?«

»Von dort komme ich. Die Menschen haben sich verändert. Sie sehen

aus wie Zombies…«

Ich erschrak. »Was habt ihr mit ihnen gemacht?«

Jorge grinste breit. »Nicht wir. Baphomet war es. Wenn du denkst, daß du gewonnen hast, so irrst du dich!«

»Das will ich selbst wissen. Geht vor!«

»Du willst in die Hölle?«

»Die hat mich schon immer interessiert.«

»Bitte sehr.« Jorge drehte sich um und gab seinem Vetter dabei ein Zeichen.

Gehorsam marschierten die beiden vor uns her, genau in den ersten Blitz hinein, dem ein krachender Donnerschlag folgte. Es würde ein Gewitter geben, das stand fest.

Der Himmel war fast schwarz geworden. Der Blitz hatte ausgesehen wie ein verästelter, heller gelblich strahlender Baum.

»Sie sind mir zu sicher«, flüsterte Suko, der neben mir ging. »Irgend etwas stimmt da nicht.«

»Im Haus soll noch eine Figur Baphomets sein.«

»Wo?«

»Keine Ahnung.«

Wir hatten leise gesprochen, weil die Vettern uns nicht hören sollten. Sie kletterten nicht über die Mauer, sondern nahmen den normalen Weg durch den Eingang.

Vor uns lag die Straße. Schräg dahinter das alte Gasthaus. Es duckte sich unter den tiefen, dunklen Wolken und ebenfalls unter den Sturmböen, die in unregelmäßigen Abständen herbeirauschten.

Sie wüteten am Gemäuer und an den Fensterläden, so daß diese klapperten wie alte Gebisse.

Verkehr herrschte auf dieser Straße nicht. Die Leute blieben bei einem derartigen Wetterumschwung lieber zu Hause. Ich versuchte, hinter den Fensterscheiben etwas zu entdecken. Es gelang mir nicht.

Keine Bewegung, das Gasthaus wirkte außen und innen wie tot.

Ich sah auch Sukos besorgte Blicke. Er war ebenfalls gewarnt. Auf uns konnten noch böse Überraschungen warten.

Die Vettern sagten nichts. Sie hatten ein schwieriges Erbe aus der Vergangenheit übernommen und sich daran verhoben. Noch würden sie auf ihre Freunde vertrauen.

Diesmal wollten wir den Vordereingang nehmen. Die dunkle Holztür wirkte abweisend auf mich. Ich befahl ihnen zu stoppen und warf einen Blick durch ein tief liegendes Fenster.

Meine Augen durchforschten den Gastraum, ohne etwas verdächtiges erkennen zu können.

Zwar sah ich die Trauergäste, sie jedoch hockten starr auf ihren Stühlen. Veränderungen an ihnen konnte ich nicht erkennen. Es lag wahrscheinlich am Licht.

»Und?« fragte Suko, der mit der Beretta auf die Rücken der beiden Männer zielte.

»Alles normal unnormal.«

»Das habe ich mir gedacht.«

In das letzte Wort hinein peitschte ein Donner. So mächtig und laut, als wollte er den gesamten Himmel zerstören und die riesigen Wolkenbänke auseinanderreißen. Ein trockenes Gewitter fegte über die Stadt. Weit im Westen leuchtete der Himmel hinter der Wolkenbank schwefelgelb, als hätte der Teufel persönlich dort ein Höllenloch geschaffen.

»Okay, laß sie vorgehen.«

Auf der Treppe drehte sich Jorge um. »Auch du kannst das Schicksal nicht aufhalten, Sinclair. Andere werden nachkommen. Die Templer hat es fast tausend Jahre gegeben, es wird sie auch weiterhin geben, das verspreche ich dir.«

»Aber nicht die des Baphomet«, erwiderte ich.

Der Weißhaarige hob die Schultern und setzte seinen Weg fort. Er brauchte den Arm nur einmal auszustrecken, um die Klinke zu erreichen. Die Tür war nicht verschlossen. Sie gab ächzende Geräusche von sich, als Jorge sie aufzog.

Beide Vettern wollten zugleich gehen, doch Suko hielt Jacques zurück. »Nein, erst dein Kumpan.«

Jorge duckte sich. Ich schaute an ihm vorbei in die dunkle Gaststube, wo nicht eine Lampe brannte. Auch durch die Fenster drang kaum Licht. Die Mitglieder der Trauergesellschaft hockten in der Düsternis wie Zombies, die auf irgend etwas warteten.

Dann hörten wir den Laut.

Ein Röcheln, ein ersticktes Würgen. Einen Moment später fiel uns der Mann entgegen.

Er blutete an der Brust und im Gesicht, und in der Tür erschien ein weißbärtiger Teufel.

»Im Namen des Todes, im Namen der Hölle, im Namen Baphomets!« brüllte er.

Dann feuerte er!

***

Woher er die Waffe bekommen hatte, wußten wir nicht. Jedenfalls peitschten uns die Kugeln entgegen und mischten sich in das Krachen der Donnerschläge.

Suko und ich hechteten zu Boden. Meinem Freund gelang es noch, Jacques mitzuziehen, mehr konnte er für ihn nicht tun, denn er mußte aus der Reichweite der Geschosse gelangen.

Suko rollte sich einige Male um die eigene Achse. In der Nähe wuchs Buschwerk, das uns einigermaßen deckte. Wir waren auf diese

Aktionen eingespielt, gut geschult, im Gegensatz zu Jorge, der vor sich seinen blutenden Vetter liegen sah und die Welt nicht mehr begriff.

»Neinnn…!« schrie er, kniete sich hin und brüllte auch den Namen des Weißhaarigen, der sich blitzschnell zurückzog, aber aus der Dunkelheit des Gasthauses heraus noch einmal schoß.

Die Kugel erwischte den knienden Jorge und schleuderte ihn zurück. Dann knallte die Tür zu, weil sie von einem Windzug gepackt wurde, der auch uns noch erwischte.

Suko winkte mir mit einer bogenförmigen Handbewegung zu. Das Zeichen kannte ich.

Er wollte das Haus von der Rückseite betreten; ich sollte von vorn kommen.

Ich nickte und sah ihn verschwinden.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Ob die Vettern noch lebten, konnte ich nicht sagen. Ich traute mich zudem nicht an die Leichen heran, da war ich nicht geschützt, ich mußte einen anderen Weg finden, um in das Gasthaus hineinzugelangen, das seinem Namen zum erstenmal alle Ehre machte.

Mit zwei Sprüngen erreichte ich die Mauer und preßte mich dagegen, wobei ich mich noch duckte, denn dicht über mir befand sich ein geschlossenes Fenster.

Neben meinem rechten Fuß lag ein kantiges Stück Holz. Ich nahm es auf und schleuderte es gegen die Scheibe.

Das Glas zerbrach unter platzenden und klirrenden Geräuschen.

Die Scherben segelten nach innen, ich rechnete mit Schüssen, statt dessen malte sich über mir ein bleiches Frauengesicht im Fenster ab.

»Er ist verrückt geworden. Er dreht durch. Er will alle töten. Franz will zu Baphomet.«

Ich war längst hochgeschnellt und schaute die Frau an. »Wo steckt er? Bei euch?«

»Nein, im Keller, da…«

Ich hatte genug gehört. Die Frau zuckte erschreckt zurück, als ich kurzerhand durch das Fenster kletterte und noch mit dem Ellbogen Scherbenreste wegschlug.

Sie waren noch alle da. Wie Ölgötzen saßen sie auf ihren Stühlen, die Gesichter normal, denn ich sah die Angst auf ihren Zügen und in den Augen.

Die Frau vom Fenster war vor mir zurückgewichen. Sie redete schnell, beinahe überschlug sich ihre Stimme. »Er… er hat plötzlich durchgedreht. Franz wollte den Teufel lieben. Er wollte zu Baphomet. Er traute allen nicht mehr.«

Draußen fegte wieder ein verästelter Blitz aus dem Himmel und erhellte einen Teil des Gastraums, so daß das Gesicht der Sprecherin einen gespenstisch-gleichen Touch bekam.

»Und weiter?«
»Er holte sich Waffen. Zwei Pistolen und ein langes Messer. Jetzt ist er weg.«
»Wo denn?«
»Im Keller«, sagte ein Mann.
»Danke. Wie finde ich den Weg?«
»Ich zeige ihn dir.«
Der Mann erhob sich. Er schüttelte den Kopf. »Der Fluch ist weg«, flüsterte er, als er vor mir herging. »Auf einmal war er verschwunden. Wir können wieder denken, sehen, hören, aber Franz ist geblendet. Er will der Teufel von Salzburg werden. Du mußt ihn stoppen und… töten.«
Ich enthielt mich einer Antwort. Auch mich belastete die Tat des Weißbärtigen. Sollte er tatsächlich in den direkten Bann des Dämons hineingeraten sein, konnte er für seine Taten nicht einmal verantwortlich gemacht werden.
Im Flur traf ich Suko, der durch die Hintertür gekommen war.
»Hast du etwas gesehen, John?«
»Nein, er steckt im Keller.«
»Allein?«
»Wahrscheinlich.«
Der Führer stand an der Treppe. Holzstufen führten in die Tiefe.
»Da… da unten …«
»Danke.«
Ich schob ihn zur Seite und ging vor. Das Kreuz hing offen vor meiner Brust. Ich spürte seine Wärme, das war ein Zeichen, daß sich der dämonische Einfluß im Keller konzentrierte.
Leider waren unsere Schritte auf der Treppe zu hören. Außerdem bewegten sich die Stufen.
Dumpfe Dunkelheit empfing uns. Dazu eine hohl klingende Grabesstimme.
»Baphomet, erhöre deinen Diener. Baphomet, gib mir die Macht, damit ich dein Reich aufbauen kann!«
Ich blieb auf der drittletzten Stufe stehen und drehte den Kopf, um Suko anzuschauen.
Mein Freund nickte.
»Gemeinsam?« hauchte ich.
»Meinetwegen. Die Stimme kommt von links, also müssen wir ihn dort irgendwo finden.«
Suko schielte auf mein Kreuz. »Es leuchtet, John, vielleicht solltest du es werfen.«
»Das muß die Lage ergeben.«
Mehr sprachen wir nicht. Wir wußten, was zu tun war. Ich schob die Kette über den Kopf und wog das Kreuz in der Hand. Sein Gewicht

gefiel mir, ich konnte werfen und auch damit zielen.
Links nahm uns eine Mauer die Sicht. Die mußten wir erst umrunden. Da sahen wir das Licht.
Es leuchtete rot, strahlte in einem Kellerraum auf. Wieder entdeckten wir dann einen Pfahl. Er war mit dem Kellerboden verbunden und stach in die Höhe, wobei auf seinem Holz die Gesichter Baphomets in mehrfacher Ausfertigung rot schimmerten.
Das also war das Licht.
Und vor dem Pfahl kniete der Weißbärtige. Seine Waffen hatte er abgelegt, um den Pfahl umklammern zu können. Noch hatte er uns nicht gesehen. Mit zitternder Stimme flehte er die Gesichter an.
Ich redete in seine Worte hinein.
»Schau her, Franz!«
Er wurde zu Eis. Nur für einen winzigen Moment, dann ließ er den Pfahl los und schnappte mit beiden Händen nach den Waffen.
Er wollte die Pistole an sich reißen.
Auf den Augenblick hatte ich gewartet. Wir brauchten nicht zu schießen, konnten uns rasch hinter den Mauervorsprung zurückziehen.
Aber ich schleuderte das Kreuz!

***

Franz hatte die Hände bereits auf den Pistolen liegen, als ihn mein silberner Talisman erwischte. Er traf ihn am Kopf, aber nicht nur ihn. Von dem Schädel prallte er ab und erwischte den Pfahl mit den Gesichtern des Dämons.
Das war das Ende.
Gut gegen Böse – wieder einmal.
Ein Heulen durchtoste den Keller, stärker als der Donner draußen.
Franz hatte es nicht abgegeben, es war aus den Mäulern der Gesichter gedrungen und endete in einem wahren Sturm an Feuer, das plötzlich den Pfahl umloderte.
Die Zungen wirkten wie zuckende Flammenschwerter, als sie in die Höhe schnellten und diesen verdammten Höllenpfahl vernichteten. Franz schnellte nicht weg.
Mit dem Schrei nach seinem Herrn und Meister auf den Lippen, warf er sich gegen den Pfahl – und direkt in das Feuer.
Magisches Feuer, das ihn umtoste, nicht verkohlte, so daß er aussah wie eine künstliche Gestalt, die sich von einem Moment zum anderen in Rauch auflöste, bevor auch die Reste des Pfahls zusammenkrachten und von Baphomets Geist nichts mehr zurückblieb.
Nur mein Kreuz lag da.
Ich ging hin und steckte es dann ein.
Suko wartete noch, er deckte mir den Rücken, was aber nicht mehr

nötig war. Im Gasthaus zur Hölle warteten keine Feinde mehr auf uns…

***

Jorge und Jacques lebten beide noch. Sie hatten unheimliches Glück gehabt, das sie auch weiterhin brauchen würden, denn ihre Verletzungen erwiesen sich als lebensgefährlich.

Ich hatte die Rettung alarmiert, auch die Polizei. Beide trafen mit den ersten Regenschauern ein, die sich endlich aus den Wolken ergossen.

Bevor die übliche Fragerei begann, mußte ich Suko noch etwas zustecken. »Weißt du eigentlich, daß du mit einem reichen Mann sprichst?«

»Nein! Wieso?« Er lachte. »Du etwa?«

»Ja.«

»Hast du Gehaltserhöhung bekommen.«

»Dann wäre ich nicht reich. Aber mir gehört ein Schatz.«

»Auf zwei Beinen, was?«

»Nein, Gold und Steine.«

»Wo finden wir den?«

Ich lachte ihn an. »Das werde ich dir nur verraten, wenn du mich zu einem anständigen Essen einlädst.«

»Und wie soll das aussehen?«

»Frittatensuppe, Schweinebraten und selbstgemachte Knödeln.«

Schon allein bei der Aussprache dieses Satzes leuchteten meine Augen, und das Wasser auf kalorienreiche Vorfreuden lief mir im Mund zusammen…

ENDE